

Eine reife Literatur

Noch vor einigen Jahren gab es in der rumänischen Literatur einen deutlichen Unterschied – thematisch, hinsichtlich der Bildsprache und Gegenstände – zwischen der bestens im kritischen Kanon platzierten Literatur und jener der jungen Schriftsteller, die mit den neueren Strömungen besser vertraut und rezeptiver waren für neue Einflüsse. Bei den neu auf dem Spielfeld der Literatur erschienenen Autoren gab es eine Gruppenstimmung, die nicht allein mit einem gemeinsamen Imaginären zu tun hatte, mit Enthemmung und Fronde, sondern auch mit einer Neudefinition des Literarischen und der Literatur. Mit der Zeit hat sich diese Differenz verringert. Älter oder jünger, besser bei der klassischen Literaturkritik angesehen (die einen) oder geradezu von ihr geliebt (die anderen) von den Online-Medien und literarischen Blogs, die heute die Trends im Literaturbetrieb setzen, haben sich die aktiven Schriftsteller, diejenigen also, die alle 2-3 Jahre mindestens ein Buch veröffentlichen, professionalisiert. Die heute herrschende Osmose, die Verbindung zu einer einheitlichen Literatur ist zweifellos ein Zeichen der Reife, der Überwindung jener literarischen Übergangszeit nach 1989 und, warum eigentlich nicht, der intellektuellen Großzügigkeit seitens der mittlerweile erfüllten literarischen Generationen. Das um die Erinnerung kreisende Gespräch zwischen Paul Cornea und Daniel Cristea-Enache dürfte diesen Gedanken deutlich werden lassen.

Mithin ist es zwecklos, die Literatur, die heute in Rumänien geschrieben wird, weiterhin unter Generationenaspekt zu diskutieren. Die Gattungen jedoch, die genutzt werden, könnten ein lebendigeres und beweglicheres Bild der rumänischen Literatur ergeben. Der Roman, der nach wie vor als die vorherrschende Gattung betrachtet wird, und den größten Publikumserfolg erzielt, setzt auf Authentizität, Parodie und Ironie, dabei sind die Ergebnisse äußerst verschieden. In der rumänischen Gegenwartsliteratur gibt es den Roman, der autobiographischen Spuren folgt und diese erkundet (Mircea Cărtărescu, Marta Petreu, Norman Manea), den neuen realistischen Roman der „großen Fragen“, die unaufgeklärt geblieben sind (Lucian Dan Teodorovici, Ruxandra Cesereanu, Ioan Groșan, Ioana Pârvolescu), aber auch den die kleinen menschlichen Geheimnisse ins Phantastische kehrende (Daniel Bănulescu, Florin Lăzărescu, Răzvan Rădulescu, Filip Florian), den in die Gegenwart gespiegelten metaphysischen Roman (Dora Pavel, Simona Sora, Dan Stanca), es gibt den essayistischen Roman (Florina Ilis), den poetischen *on the road*-Roman (Marin Mălaicu-Hondrari, Lavinia Băluțescu), den selbstironischen Roman (T.O. Bobe, Radu Pavel Gheo), aber auch den elegischen Roman eines irischen Liedes (Radu Paraschivescu).

Die heute in Rumänien geschriebene Dichtung ist derart dicht, variantenreich und nicht auf Etikettierungen zu reduzieren, daß lediglich ein paar bestens fokussierte Anthologien eine Vorstellung von ihren Sprechweisen bieten könnten. In der Auswahl dieses Katalogs begegnen Sie drei Dichtern der hervorragenden Generation der 60er Jahre (Ileana Mălăncioiu, Ana Blandiana, Emil Brumaru), wobei die Dichterinnen hier jedoch mit dem Essay und erinnernder Prosa vertreten sind, dies auch deshalb, weil Dichtung die Übersetzungshürde nur sehr eingeschränkt überwindet. Der junge Ștefan Baghiu, für seinen Debütband 2013 vielfach ausgezeichnet, ist hier ebenfalls vertreten. Unvollständig

aber bliebe jedes poetische Panorama der neueren literarischen Jahrgänge, fehlten unter den Genannten Claudiu Komartin, V. Leac, Doina Ioanid, Robert Șerban, Dan Sociu, Elena Vlădăreanu, Bogdan-Alexandru Stănescu, Ștefan Manasia, Radu Vancu, Dan Coman, Ana Dragu und Florin Partene.

Der gegenwärtig in der rumänischen Literatur gepflegte Essay gehört zu den Vorzügen der Schule von Timișoara. Es gibt zwar auch in Iași sehr gute Essayisten (Luca Pițu, Valeriu Gherghel, Dan Petrescu, Liviu Antonesei, Andrei Corbea), in Cluj (Ion Vartic, Marta Petreu, Sanda Cordoș) oder in Bukarest (Andrei Pleșu, H.-R. Patapievici, Andrei Oișteanu), aber die Schule von Timișoara, um die Stiftung „A Treia Europa“ (Das Dritte Europa) versammelt, ist die europäischste essayistische Schule. Mircea Mihăieș, Cornel Ungureanu, Livius Ciocârlie, Alexandru Budac, Adriana Babeți sind nur ein paar jener rumänischen „Kreuzzügler“, die stets noch den „Gral der mitteleuropäischen Idee“ suchen. Ihre Anthologien (*Europa Central. Temores, dilemas, utopias*, 1997; *Europa central. Memoria, paraiso, apocalipsis*, 1998; und *Le Banat. Un Eldorado aux confins*, Université de Paris-Sorbonne, 2007) sind einmalig in der rumänischen Kultur nach 1989. Und Adriana Babeți' neuer Essay *Amazoanele. O poveste* (Die Amazonen. Eine Erzählung), das Buch des Jahres 2013, ist die perfekte Illustration der herausragenden Essayistik dieser Schule, aber auch der Utopien, die immer wieder von der rumänischen Kultur hervorgebracht werden.

Auswahlbibliographie

- Amazoanele. O poveste* (Die Amazonen. Eine Erzählung), Essay, Polirom, 2013;
Ultimul sufleu la Paris. 69 de rețete culinare (Das letzte Soufflé in Paris. 69 Kochrezepte), Publizistik, Polirom, 2006;
Dandysmul. O Istorie (Das Dandytum. Eine Geschichte), Essay, Polirom, 2004;
Arahne și pînza (Arachne und das Linnen), Essay, Editura Universității de Vest, 2002;
Dilemele Europei Centrale (Mittleuropäische Zwangslagen), Essay, Mirton, 1998;
Bătăliile pierdute. Dimitrie Cantemir, strategii de lectură (Verlorene Schlachten. Dimitrie Cantemir, Lektürestراتيجien) Essay, Amarcord, 1998;
Femeia în roșu (Die Frau in Rot) – zusammen mit Mircea Nedelciu und Mircea Mihăieș – Roman, Polirom, 2008.

Adriana Babeți

(geb. 1949)



Sie ist eine der wichtigen Autorinnen des gegenwärtigen rumänischen Essays und gehört zur Schule von Timișoara, die sich um die Stiftung „ATreia Europa“ (Das Dritte Europa) herauskristallisiert hat (u.a. mit Mircea Mihăieș, Cornel Ungureanu, Livius Ciocârlie). Sie unterrichtet Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universitatea de Vest din Timișoara (Westuniversität Temeswar). Zusammen mit dem Literaturkritiker Cornel Ungureanu hat sie die Anthologien *Europa Centrală. Nevroze, dileme, utopii* (Mittleuropa. Neurosen, Zwangslagen, Utopien), (Polirom, 1997) und *Europa Centrală. Memorie, paradis, apocalipsă* (Mittleuropa. Gedächtnis, Paradies, Apokalypse) (Polirom 1998) herausgegeben. Sie selbst hat die Anthologie *Le Banat. Un Eldorado aux confins* (Cultures d'Europe Centrale, CIRCE, Université de Paris-Sorbonne, 2007) herausgegeben. 2013 veröffentlichte sie den Band *Amazoanele. O poveste* (Die Amazonen. Eine Erzählung), den zweiten Band einer Trilogie, die sie mit *Dandysmul. O istorie* (Das Dandytum. Eine Geschichte) begonnen hatte. Sie ist mit mehreren angesehenen Preisen ausgezeichnet worden: dem Preis des Rumänischen Schriftstellerverbands für Kritik und Literaturgeschichte (1998, 2004), dem Preis der Rumänischen Gesellschaft für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft (2004) sowie dem Prosapreis des Rumänischen Schriftstellerverbands (1990). Der Band *Die Amazonen. Eine Erzählung* wurde mit dem Preis „Buch des Jahres 2013“ ausgezeichnet.

Die Amazonen. Eine Erzählung

Adriana Babeți



POLIPOM

Der Essay über die Amazonen ist eine vollkommene Versenkung in die Welt der kriegerischen Frauen, eine virtuelle Reise, die in der Antike beginnt und bis ins 21. Jahrhundert reicht. Der Anspruch des Buches ist ein Doppelter: seinen Gegenstand erschöpfend darzustellen und gleichzeitig eine spannende Lektüre zu liefern, eine vergnüglich erzählte Geschichte zu liefern, die mit Interesse gelesen werden kann. Im Aufbau einer Studie für militärische Strategie folgend – mit Ertüchtigungen, Angriffen, Gegenangriffen, Umzingelungen, Erstürmungen, Paraden und Rückzügen – führt uns diese (Pseudo)-Studie über die tapferen Frauen durch alle von den Amazonen gepflegten Künste und Wissenschaften, dabei erzählt uns die Autorin in einem unnachahmlichen, ganz und gar persönlichen Stil, wie diese ungewöhnlichen Menschen kämpften und liebten, wie sie sich kleideten, wie sie übten und trainierten und was sie aßen. Ein Essay von höchsten Graden und eine ironisch erzählte Epöpe!

Textauszug

Und siehe, nun befinden wir uns auf der am stärksten umkämpften Flanke des Amazonenansturms: der Liebesbeziehung mit den Männern, von der reinen Sexualität bis zur Liebe nach allen Regeln der Kunst. Hinsichtlich dessen, was wir über die uralten „Männermörderinnen“ bis hin zu den Neo-Amazonen des dritten Jahrtausends aus den in der Antike sowohl wie in der Moderne erdachten Geschichten haben erfahren können, schält sich mit einiger Klarheit ein Gedanke heraus: daß nämlich diese Kreaturen, mal *antiáneirai* und mal *filándroi*, sich, wenn sie zu den Waffen greifen und in den Krieg ziehen, nicht damit begnügen, lediglich die gegebene Ordnung der Welt umzustürzen. Zwischen unerbittlichem Haß und flammender Liebe schwankend, stürzen sie selbst die Regeln um, die von der Tradition auf einem anderen Schlachtfeld errichtet worden sind, dem Erotischen, das Frau und Mann je einzeln einander gegenüberstellt. Warum geschieht dies wohl?

Antworten lassen sich (gewiß, nicht immer geradewegs, sondern quer zum linearen Verlauf) am Überschneidungspunkt einiger Wissenschaften ausmachen: der Kulturgeschichte, der Anthropologie, vergleichenden Mythologie, Psychoanalyse, Ethnologie, Geschlechterstudien u.s.w. Von allen diesen befördert eine auf hervorragende Kenntnis der antiken Geschichte gegründete Anthropologie die umfassendsten und überzeugendsten Erklärungen. Jeannie Carlier-Détienne formuliert diese am

klarsten, wenn sie den Konnex herstellt zwischen dem Imaginären der alten Griechen, der Aufteilung der Geschlechterrollen im antiken Hellas und der Darstellung einer umgestürzten Weltordnung aus den Geschichten der Kriegerinnen. Sie behauptet, den Griechen seien die Amazonen als dreifach verschieden vorgekommen: Erstens, weil sie Frauen sind „mit allem, was dies für einen Griechen voraussetzt: Animalität sowie unbeherrschte Gewalttätigkeit“; dann weil sie die Männer hassen, also *antiáneirai* [...] und schließlich, weil sie barbarisch sind.

Erinnern wir und hingegen an Demosthenes, der in einer drastischen Rede *Gegen die Nereide*, folgendes deutlich ausspricht: Um seine Lust zu befriedigen, stehen dem Mann die Kurtisanen zur Verfügung, für die alltäglichen Bedürfnisse appelliert er an die Konkubinen, doch um sich legitimer Nachfolger und der häuslichen Ruhe zu versichern, nimmt er sich eine Ehefrau. Mithin handelt es sich in allen drei Fällen um eine zum Objekt gewordene Frau, die je nach Rolle und Umständen benutzt wird. Genau das, was die Amazone im Namen ihrer außerordentlichen Freiheit nicht sein will.

Eine aufmerksame Analyse der Texte (seien es nun Phantasieprodukte oder Geschichten mit Wahrheitsanspruch) ergibt jedoch, daß es keine zwei identische Geschichten über das Verhältnis der Amazonen zu den Männern gibt. So daß, nachdem zahlreiche Texte gesichtet waren, darüber nachgedacht werden mußte, mit welcher Strategie sich der neue Gegenstand am besten einkreisen und erfassen ließe. Was sich keineswegs einfach gestaltete angesichts der zahlreichen Nuancen und Modulationen des zentralen Mythos, der, von Homer herrührend, klar besagt, daß alle Amazonen *antiáneirai* sind. Mithin Männerfeinde (wenn nicht „die den Männern Gleichen“). Und daß sich im Namen dieser Misandrie die Epitheta geradezu auffächern. Von dem, was Aischylos als erster von allen, in den *Schutzfleherinnen* (wenn er die Danaiden mit den Amazonen vergleicht), *anándrai* nennt, also „Frauen ohne Männer“, die in vollkommener Freiheit und jedwede Regel mißachtend, die Eheschließung verweigern. Bis hin zum extremsten Pol der „Männermörderinnen“, also *androktónoi*. Aber auch im Gegensatz dazu *philándroi*. Oder, in Übersetzung nach Plutarch (*Das Leben des Theseus*): „Dem Wesen nach Männer liebend“. Wie nun?

In manchen Fällen sowohl – als auch. Nicht wenige der alten wie der neuen Amazonen beginnen (aus dem einen oder anderen Grund) als heftig die Männer anfeindend und enden damit, daß sie sich in den Held, den sie bekämpfen, verlieben. Wie diese Liebesgeschichten dann ausgehen, wird man demnächst sehen. Aber bis dahin sollten wir als gesichert festhalten, daß so gut wie alle kriegerischen Jungfrauen und Frauen anfänglich von Misandrie durchdrungen sind. Zumindest treten sie in der Vorstellungswelt unterschiedlicher Epochen so auf. Ein dominant männliches Imaginäres, hieß es stets. Die Amazonen, Geschöpfe, die sich die Griechen, Schöpfer dieses Mythos, als wahrhaft monströse Abweichungen von den Normen ihrer männlich autokratischen Welt vorstellten, hassen die Männer aus tiefstem Herzen, leben mitunter in parallelen Welten und kämpfen mit ihnen auf Leben und Tod. Sie bringen die meisten von ihnen um, und die Gefangenen werden beherrscht und auf jede erdenkliche Weise gedemütigt. Doch wenn sie beschließen, Mütter zu werden, erstreckt sich ihr Haß auch auf die männlichen Neugeborenen.

Nur daß diese Amazonen extrem verschieden sind, je nachdem, wie sie ihre Jungfräulichkeit bewahren und sich für oder gegen eine Heirat entscheiden. Dies gibt uns ein erstes Ordnungskriterium hinsichtlich der Beziehung der Amazonen mit den Männern an die Hand: Ihren – sagen wir mal – sozio-biologischen Status (Jungfrauen / Frauen; ledig / verheiratet). Auch wenn viele meinen, man könne die alten Kämpferinnen in Formeln wie „kriegerische Jungfrauen“ oder „männerlose Frauen“ einhegen, bleiben die Dinge komplizierter. Nicht alle sind oder bleiben unbescholten, wie auch nicht alle die Eheschließung verweigern. Man konnte klar sehen, daß die Art und Weise, wie

die Dichter und Prosaautoren, die Tragödien- und Geschichtsschreiber sie schon von der Antike her beschreiben, äußerst verschieden und nuanciert ist. Was aber stellen wir fest, wenn wir die Karte von *Amazonenland* betrachten, in der alle großen Epochen verzeichnet sind, in denen von streitbaren Kämpferinnen gesprochen wurde? Daß nämlich die Geschichten, in denen von der Beziehung der lybischen Amazonen zu den Männern gesprochen wird, so klingen und anders die Erzählungen über die kriegerischen Ehefrauen der Sauromatier und Skythen am Don/Tanais. Und wiederum anders jene von den Heldentaten der Amazonen am Thermodon. Und daß sich noch viel stärkere Unterschiede in diesen Haß- und Liebesgeschichten ergeben, wenn man das Zeitalter bedenkt, in dem diese imaginiert wurden. Von der archaischen Periode der griechischen Kultur, als sich die Amazonen beispielsweise lediglich als Schatten durch die *Ilias* schlichen, bis hin zur *Millenium*-Trilogie von Stieg Larsson, in der sie offen als Modell für die außergewöhnlichen Heldinnen unserer Gegenwart stehen.

Adriana Babeți: *Amazoanele. O poveste*
(Die Amazonen. Eine Erzählung),
Polirom, 2013
ISBN 978-973-46-3944-1
© catalina.staicu@polirom.ro

Bibliographie

Spre Sud, la Lăceni (Nach Süden, nach Lăceni), Gedichte, Cartea Românească, 2013

Ștefan Băghiu

(geb. 1992)



Er studiert Rumänisch-Französisch an der philologischen Fakultät der „Babes-Bolyai“ Universität Cluj, debütierte mit Gedichten in der Zeitschrift *Familia*, schreibt wöchentliche Kritiken in der Zeitschrift *Cultura* und ist Mitarbeiter der Zeitschriften *Steaua* und *Familia*. Auch war er Redakteur der Studentenzeitschrift *Echinox*. Er wurde im Rahmen der Gala Junger Schriftsteller / Gedichtband 2013 mit dem Preis „Junger Dichter des Jahres 2013“ ausgezeichnet und erhielt den Nationalen Poesiepreis „Mihai Eminescu“ – Opera Prima, 2013.

Nach Sücen, nach Lăceni

Ștefan Baghiu



Das poetische Debüt des Ștefan Baghiu ist eine vom Biographischen durchtränkte, alltägliche Radiographie der inneren und äußeren Welt. Die Subtilitäten im Verhalten der ihn umgebenden Personen, die ständige Angst und der Wunsch nach Integration in eine noch im Untergang stets verführerischer wirkende Welt sind die zentralen Motive des Bandes. In rücksichtsloser, jedoch keinesfalls trivialer oder gar schludriger Sprache geschrieben, sprechen die Gedichte dieses Bandes von einer heftigen Identitätskrise, einer melancholischen Entfremdung in den neuen urbanen Landschaften.

Textauszüge

Wo Petra

Wem gehört diese deine Schönheit, Petra?
Ist es etwa die Dynamik der Menschheit,
Ergebnis jener Drehung, da sich Ordnung
herstellt, wie es die Indianer am Ufer des Chenab-Flusses
meinen, aber warum kommt selbst mir morgens
deine Schönheit so groß vor, ist es etwa die
Dynamik der Menschheit oder schlicht und einfach
dieser Augenblick von Stille und Licht, den mein
soeben geöffnetes Auge irgendwie mag?

Denn ich spreche nicht einmal von Liebe,
diesem Augenblick anhaltender Traurigkeit, der
die Menschen dazu bringt, aus Selbstmitleid zu weinen
und zu glauben, sie freuten sich auf der Familienwiese,
ich spreche nicht einmal von Liebe, wenn ich sage
„Wem gehört diese deine Schönheit?“, sondern
rede eher von jener Dynamik der Dinge, jenem
selbstverständlichen Vorüberziehen der Vormittage,
an denen du stets gleich ausgesehen haben wirst
in Bukarest, nach einer Nacht, von der ich jetzt
allein die Müdigkeit bewahren würde, ich verzichtete
auf meine Übelkeit und verharrte so bis zum Morgen,
da ich, den Blick abwendete vom Fenster, wo die

ersten Anzeichen einer Erwärmung aufgetaucht wären,
 die Drogen trotzdem ihre Schuldigkeit getan hätten,
 und ich die Dinge klarer sehen könnte:
 Warum so viele Spaziergänge und warum
 schläft man so lang an deiner Seite?
 Wem gehört diese deine Schönheit,
 wenn nicht mir,
 wo ich doch die Abstürze am Hauptplatz eingeübt hab?

Denn dies sind Gedanken,
 die ich nicht mehr erklären will,
 sie kommen mir beim Spaziergang
 durch gefährliche Stadtviertel,
 in denen die Kirschen erblüht sind.
 Wem gehört diese deine Schönheit?
 Ausgiebig studiere ich deine raffinierte Chemie
 und die Formen, die du den Heranwachsenden
 aus allen Landesteilen zeigst.

Denn auch die Liebe hat sich gezeigt,
 sie war kurz und hat durch ihr Bravsein beeindruckt,
 hat für eineinhalb Jahre darüber entschieden, wie ich mich verhielt,
 und jetzt, da etwas anderes an ihre Stelle getreten ist,
 jetzt, da eine Art unglückseliger Sympathie an ihre Stelle getreten ist,
 bleibt nur noch die Gefahr, daß diese deine Schönheit
 irgendwie zum Glück führen könnte.

Nach Süden, nach Lăceni

Ich habe mir den Elektro-Wald angehört,
rave bei 20 Grad Minus im letzten Schlafsack.
 Schlaflosigkeiten für die Glücklichen,
extasy für die, deren lymphatisches System
 von Adrenalin durchlöchert ist,
 axiale Myopie,

fotorefraktive Keratektomie
und Hypnose für die Elektro-Idioten,
welche die Porno-Maschinerie
in Läden
angeworfen haben.

Dort wurde geschnüffelt, daß sich die schwächlichen
Erasmus-Studenten entsetzten,
die der Geliebten Ohrlöcher durchlöcherten,
allein so paßte dort der hölzerne *flash*, konisch, hinein,
die Tätowierungen auf den Hals der Geliebten
gehauen,
„*this is it!*“ –
das Loch im Ohr der Geliebten,
der Porno-flash der Liebe zwischen Jugendlichen
die festen Brüste, bedeckt von japanischen Blüten
schwarz-weiß, dort schreibt Gabi.
Die große Evolution kann man nur nach dem Einbruch der Nacht sehen
in den verlassen Hallen, in den elektrischen Wäldern.
Säure wird die Platanen beherrschen,
sie werden die letzte Musik komponieren,
auf die man noch tanzen kann,
und ich hänge sediert bis zum Morgen im *Goa*-Club ab –
ein Wodka Glas läßt stets die Boxen vibrieren.

Wir drängten uns je achtzig in das Haß-Zimmer,
Trommelrhythmen und nächtliche Echos
ließen mich heftig keuchen, kränklich und erschöpft.
Sieh mich jetzt an, fern, an Krücken,
wie ich einen neuen nervösen Tick ausprobiere, um ihn anzunehmen,
und abends, wenn alles sich so zeigt, wie es ist,
kann ich mich an die angesagtesten Ängste klammern:
denn die Zeit, die ich verloren habe,
(auch wenn ich stets hustend behaupte,
nichts von dem, was ich getan habe, zu bereuen)
ist nicht einmal meine Zeit gewesen.

Dann erst wird alles wieder normal,
wenn an meinen Augen, von Neonblitzen und den Eledees
der Werbetafeln durchlöchert, allerlei zufällige Infos vorüberziehen,
die mich beruhigen,

„ja, das ist die Welt, an die ich mich gewöhnt hab“.

Ștefan Baghiu: *Spre Sud, la Lăceni*
(Nach Süden, nach Lăceni),
Cartea Românească, 2013
ISBN 978-973-23-3048-7
© catalina.staicu@polirom.ro

Auswahlbibliographie

La mine-n cap (Bei mir im Kopf), Roman, Cartea Românească, 2013;
Lavinucea, Gedichte, Cartea Românească, 2007;
MOV, Gedichte, Prier, 2004.

Lavinia Bălulescu

(geb. 1985)



Sie hat Journalismus und Englisch an der Fakultät für Politische Wissenschaften, Philosophie und Kommunikationswissenschaft der West-Universität Timișoara studiert und ist zur Zeit Journalistin. Sie debütierte 2004 mit dem Gedichtband *MOV* (Editura Prier). 2007 wurde ihr zweiter Gedichtband *Lavinucea* (Cartea Românească) infolge eines gewonnenen Manuskriptwettbewerbs des Rumänischen Schriftstellerverbandes veröffentlicht. Sie ist auch in den Anthologien *Mai am un singur Doors* (Ich hab noch einen Doors) des Verlags Editura Blumenthal (2011), *Primul meu porno* (Mein erster Porno) (Editura ART, 2011) sowie *Moș Crăciun & Co.* (Weihnachtsmann & Co.) (Editura ART, 2012) vertreten. 2005 erhielt sie den Debütpreis des Rumänischen Schriftstellerverbands (Sektion Timișoara).

Photo © Ionuț Suciu

Der erste Roman der Schriftstellerin, eine Mischung aus Realismus und minutiös beschriebenen Halluzinationen, ist eine Geschichte, die sich stets auf der Grenzlinie zur Auflösung hin bewegt: Ein Mädchen namens April – Kind und Frau in einem zu engen Körper – entdeckt an der Zimmerdecke ihrer eigenen Wohnung den Umriß einer anderen Frau. Ausgehend von dieser Verdoppelung der Identität, verrückt alles sich ins Zweifache: Die Welt (Welt 1 und Welt 2), die Wirklichkeit, eine realistische und eine magisch-phantastische, ja sogar zwei Gesichtern, die sich mitunter überlagern. *Bei mir im Kopf*, der Roman eines „von der Intelligenz kontrollierten Imaginären“, ist von der Kritik ebenso wie den Lesern sehr gut aufgenommen worden.

Bei mir im Kopf

Lavinia Bălulescu



Textauszug

Welt 1

Als das Ende kam, hatte ich mir soeben ein grünes Fahrrad gekauft. Es war vorgekommen, daß ich auf der Straße ging und eine schöne Frau im Kleid sah, die auf einem koketten, einem großartigen Fahrrad, einem von jenen mit dem Korb vorne dran, fuhr. Toll! Wiewohl ich es nirgends abstellen konnte und es durchs Treppenhaus bis zu meinem Stockwerk hinaufschleppen mußte, wünschte ich es mir. Ich stellte mir vor, wie jenes banale Fahrrad schlicht und einfach mein Leben verändern würde.

Frisch, frisch, frisch. Morgen, du öffnest das Fenster, hast zwei perfekte Varianten: 1. Der erste Wintertag, es hat geschneit, es riecht nach Kälte und Sauberkeit. 2. Es ist Frühling, hat geregnet, ein Hund bellt an der Ecke des Wohnblocks, noch riecht es nicht nach gekochten Speisen.

Da gäbe es noch eine Variante, wenn man das Meer spürt, obwohl das Wasser tausend Kilometer weiter weg ist. Frisch wie damals, als du ein heißes Brot gekauft und es bis nach Hause halb aufgegessen hattest. Wie wenn der Mann ins Zimmer kommt, er hat sich rasiert und ein Rasierwasser benutzt, das genau so riecht wie jenes, welches dein Vater benutzt. Wie damals, als du dir nach einer ganzen Woche die Haare gewaschen hast. Oder anders, du gleitest aus und knallst mit dem Knie hin, nicht ganz schlimm, aber auch nicht mal eben so, irgendwie so, als blute es da ein wenig, immerhin ausreichend, daß es weh tut, daß dir jemand hilft,

dir die Sandkörner aus der Schramme wischt, dir etwas Bioxiteracor drüberwischt und dir das Bein mit Verbandsmüll umwickelt. Frische Vögel, die aufschrecken und viele, viele hochfliegen in den Himmel, frische Schultern, mitunter enthüllt, intim. Das schönste Paar hochhackiger Schuhe, absolut tödlich, unerklärlich, unmöglich anzuziehen, dazu geeignet, in einer Schachtel unter dem Schreibtisch aufbewahrt zu werden, gut für die Erinnerungen im Alter, wenn es aufs Ende zugeht.

Eben aufgewacht, verlangt Tudor, noch unter der Decke liegend, so ziemlich alles, die Fernbedienung, die Pantoffel, das Handtuch aus dem Schrank, mach das Fenster auf, damit frische Luft hereinkommt, kannst du mir nicht zwei Sandwichs bringen?, könntest du sie toasten?, weißt du vielleicht, wo mein Telefon ist?, machst du etwas Tee?, und bringst du ihm mir vielleicht hierher ins Bett?, biiiiitte, bitte, morgens, mit Spiegeleiern, in Scheiben geschnittenen Tomaten und etwas Schinken, ein Glas Milch, eine Orange und geröstetes Brot, ich bitte dich, Morgen, komm.

Mein Zimmer hat einen Balkon, was an und für sich eine gute Sache wäre, wenn ich ihn nicht immerzu mit allerhand Müll vollstellen würde, Tüten mit Zeitungen, alten und schmutzigen Klamotten, auch wäre es gut, wenn die Wände nicht schimmelig wären und sich das Fenster ganz öffnen ließe. Vor meinem Balkon liegt nicht die Stadt, eröffnet sich nicht das Leben, sondern bloß die Rückseite des Gebäudes unseres regionalen Unternehmerverbands, ein Parkplatz und ein gewaltiger Container. Die Leute kommen und gehen, die Chauffeure fahren mit ihren Autos auf die Allee des Wohnblocks, die Rentner beschimpfen sie und zerren zwei, drei Hunde hinter sich her, doch das Leben schreitet voran. An jedem Abend, den uns Gott gewährt, kämpfen wir um Parkplätze, alles ist ein Spiel, und es geht um die Suche nach einem Winkel, in dem man sein Auto stehen lassen kann. Selbst wenn wir unsere Schuhe im Flur stehen lassen, stellen wir uns vor, wir würden sie eigentlich parken. Der Nachbar darüber hat einen Hund, ich weiß nicht, wie das Tier aussieht, aber ich höre seine Zehennägel auf dem Parkett, ich spüre sein Leben, es ist frisch und umtriebiger, würde am liebsten durch die Wände gehen, durch die Böden. Bomfaier, Bellen, Puff-Puff, jemand betätigt die Klospülung, einmal, zweimal, dreimal, andere machen Sex, sie schreien, sie stellen sich vor, in einem Film mitzuspielen, wieder bellt der Hund, froh, daß er lebendig ist, daß er einen Ball hat, daß es warm ist, daß ihm überhaupt nicht danach ist, sich zu kratzen. Was auch immer man tun mag, immer bleibt noch etwas zu tun. Was bist du für ein Ochse, du bist eine Kuh, geh doch in die Fotze deiner Mutter, bumm, der Körper der Nachbarin prallt gegen die Küchenwand. Bumm, die Teller fallen, Gläser, eine Metallschüssel voller Paprika. Bumm, noch etwas, ein spitzer Schrei. Eine Frau macht sich die Fingernägel und kippt das Fläschchen mit dem Azeton um. Flucht. Noch ist es nicht 9 Uhr, einige der Nachbarn schlafen. Ich bin noch nicht ganz wach. Stelle mir immerzu vor, wie es sein wird, wenn ich sterbe.

Lavinia Bălulescu: *La mine-n cap*
(Bei mir im Kopf),
Roman, Cartea Românească, 2013
ISBN 978-973-23-3003-6
© catalina.staicu@polirom.ro

Auswahlbibliographie

Cine a câștigat Războiul Mondial al Religiilor? (Wer hat den Weltkrieg der Religionen gewonnen?), Theaterstück, Cartea Românească, 2011;

Ce bine e să fii Daniel Bănulescu (Wie gut es ist, Daniel Bănulescu zu sein), Gedichte, Cartea Românească, 2010;

Fugi din viața ta, revoltătoare și slută, în cartea mea (Hau ab aus deinem empörenden und verstümmelten Leben und komm in mein Buch), Roman, Cartea Românească, 2009;

Cel mai bun roman al tuturor timpurilor (Der beste Roman aller Zeiten), Roman, Cartea Românească, 2008;

Cei șapte regi al orașului București (Die sieben Könige der Stadt Bukarest), Roman, Nemira, 1998;

Te pup în fund, Conducător Iubit! (Ich küsse dir den Hintern, geliebter Führer), Roman, Nemira, 1994;

Te voi iubi pîn' la sfîrșitul patului (Ich werde dich lieben bis zum Ende des Bettes), Gedichte, Cartea Românească, 1993.

Daniel Bănulescu

(geb. 1960)



Er ist Dichter, Prosaautor und Dramatiker, einer der interessantesten rumänischen Schriftsteller der Gegenwart. Daniel Bănulescu hat Ingenieurwissenschaften studiert, aber als Journalist gearbeitet. Für sein Werk hat er zahlreiche Preise bekommen: den Preis für Europäische Poesie der Stadt Münster (zusammen mit Ernest Wichner); den Preis der Rumänischen Akademie, den Preis „Dichter der Stadt Bukarest“, den Preis des Rumänischen Schriftstellerverbands. Er ist in viele Sprachen übersetzt.

Photo © Cato Lein

Hau ab aus deinem empörenden und verstümmelten Leben und komm in mein Buch

Daniel Bănulescu



In diesem Roman gibt es ein gleichermaßen fabulöses und finsternes Bukarest wie in den verrätselten Romanen des neunzehnten Jahrhunderts, eine Stadt der – politischen wie metaphysischen – Komplotte und ein buntes, in realistischen Farben dargestelltes Bukarest. Daniel Bănulescu Bukarest ist gleichzeitig auch das Bukarest der offiziellen Großkundgebungen auf der Calea Victoriei, der Tribünenreden, der Spione und der allmächtigen Securitate. Aber vor allem ist es ein Bukarest, in dem sich eine Ausnahmeerscheinung entfaltet: Nicolae Ceaușescu, ein so finsterner wie komischer Antiheld, faustisch und mephistophelisch, den eine ebenso bemerkenswerte Gestalt (der jugendliche Dieb und Schrecken der Stadt, das Vorbild aller Bukarester Einbrecher) umzubringen plant.

Textauszug

Nicolae Ceaușescu kauerte auf dem heißen Pflaster, hatte die rechte Hand nach hinten gestreckt und kratzte sich mit dem rumänischen Volk am Hintern.

Was er „das rumänische Volk“ nannte, war nichts als eine kleine Badebürste mit Einlagen aus Elfenbein, die er sehr mochte. Sobald er von seinen heiligen Pflichten im Zentralkomitee der Partei zurückkehrte und in seinem Palast im Frühlingsviertel eintraf, verließ er den Präsidentenkonvoi, eilte in seinem lebhaften Rhythmus die Treppen hinauf und seiner gesunden Schwäche entgegen, rannte mithin in die Sauna, um nachzusehen, wie es um das rumänische Volk stand.

– Wie steht es ums rumänische Volk?, und der Präsident ließ seine so schmalen wie rastlosen Augen kreisen.

– Genosse Oberbefehlshaber, formulierte der Kommandant des Masseurs- und Wachkorps rhythmisch. Wir vermelden: Dem rumänischen Volk geht es gut! Es ist gewaschen, trocken und harrt nun auf der Stellage Ihren Befehlen!

– Gut so, paßt mir bloß auf dieses rumänische Volk auf. Denn in ihm ruhen unsere Zukunftshoffnungen.

Nun war überhaupt nicht verständlich, wie die Zukunftshoffnungen so vieler Menschen von diesem der Körperpflege dienenden Gegenstand abhängen sollten. Tag für Tag schaute Ceaușescu sie sich genau an, wollte sehen, ob sie nur so tun, als ob sie etwas verstünden, was im Grunde unverständlich war. Niemals jedoch zeigten sie beim Simulieren so etwas wie ein schlechtes Gewissen. Dann ging der Geliebte Führer noch ein paar

seiner Angelegenheiten erledigen, und nach etwa zwei Stunden schmierte er seine Flecken mit Leberpastete ein, also er aß zu Abend. So gegen 21 Uhr, wenn es ihm gelang zu entkommen, mithin allein zu bleiben, ohne Gemahlin, kehrte er ans Schwimmbecken zurück, um sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob jemand es wagt, ihn zu massieren.

– Wollen wir doch mal sehen, wer den Mumm hat, sich mit mir zu massieren?! Denn wo sind wir hier denn, etwa in einem Bus?, schienen die Augen des Meistgeliebten Sohns des Volkes zu sagen.

In der Nacht zuvor, der Nacht vom 28. Februar auf den 1. März 1987, hatte ein schwerer Zwischenfall das politische Leben des Landes erschüttert. Unbekannte Hände hatten den Triumphbogen, der den Zugang zum Ausstellungspavillon „Haus des Funkens“ bewachte, in Brand gesteckt. Und der Triumphbogen, als Kartonbogen, der er war, brannte so schön er konnte, von der Spitze bis hinunter aufs Pflaster.

Inakzeptabel war nicht etwa der Verlust von mehreren hundert Metern Baumaterial schlechter Qualität, sondern daß ein Porträt des Genossen Nicolae Ceauşescu, die Losung „Das Zeitalter Nicolae Ceauşescus. Das goldene Zeitalter Rumäniens!“ sowie ein paar weitere Losungen zerstört worden waren, die an dem Bogen hingen, und „die man nicht anzünden darf, wenn einem der Pimmel danach steht“, wie Alexandru Gabrea seine Untergebenen maßregelte, „denn diese waren heilig wie das Vaterland“.

Noch vor dem Morgengrauen wurden die Grinser von den Gartenämtern von zuhause abgeholt und herbeigekarrt, damit sie das Gelände reinigten, und die Kräfte des Innenministeriums konnten sich im Bemühen, den Tathergang nachzuvollziehen, nur noch die reichlich vorhandene Asche aufs Haupt kippen und den Asphalt fotografieren.

Weil nun niemand die Verantwortung auf sich nehmen wollte, einen derart gewichtigen Akt der Volksrevolte zu vertuschen, sah man sich am Morgen so gegen acht Uhr dreißig genötigt, den Präsidenten davon in Kenntnis zu setzen.

Sie verständigten ihn, aber sie versahen die Ereignisse mit einer ganz und gar entgegengesetzten Bedeutung:

„Heute Nacht hat der Triumphbogen vor dem Ausstellungspavillon Feuer gefangen. Er ist bis auf die Grundmauern abgebrannt, was niemand gewünscht hat, und weil der Grund waren ein paar Sympathisanten.“

Am 1. März 1987, einem Sonntagabend, bestellte Ceauşescu den Obersten Alexandru Gabrea zu sich nach Hause, damit dieser ihm den Grund für die Feuersbrunst und ob in diese Angelegenheit nicht auch Feinde verwickelt waren berichte.

Er empfing ihn in der Sauna.

Aus Diskretion und Eifersucht schob er die Bürste unter den gefalteten Bademantel, auf dem sein Kopf ruhte.

Daniel Bănulescu:
Fugi din viaţa ta, revoltătoare şi slută, în cartea mea
 (Hau ab aus deinem empörenden und verstümmelten Leben
 und komm in mein Buch),
 Cartea Românească, 2009
 ISBN 978-973-23-2884-2
 © banulescud@yahoo.com

Fals tratat de manipulare (Falsche Studie in Manipulation), Erinnerungen, Humanitas, 2013;
Patria mea A4 (Meine Heimat A4), Gedichte, Humanitas, 2010;
Întoarcerea lui Arpagic (Arpagics Rückkehr), Gedichte, Humanitas, 2008;
O silabisire a lumii (Eine Buchstabierung der Welt), Essays, Humanitas, 2006;
Poeme (antologie 1964-2004) (Gedichte, Auswahl 1964-2004), Humanitas, 2005;
A fi sau a privi (Sein oder Betrachten), Essays, Humanitas, 2005;
Orașul topit și alte povestiri fantastice (Die geschmolzene Stadt und andere phantastische Geschichten), Erzählungen, Humanitas, 2004;
Sertarul cu aplauze (Die Applausmaschine), Roman, Humanitas, 1992 (weitere Auflagen: 1998, 2002, 2004);
Calitatea de martor (Zeugenschaft), Essays, Cartea Românească, 1970 (zweite Aufl.: 2003);
Spaima de literatură (Die Angst vor der Literatur), Essays, Humanitas, 2004 (zweite Aufl.: 2010);
Cele patru anotimpuri (Die vier Jahreszeiten), Erzählungen, Albatros, 1977 (zweite Aufl.: 2001);
Orașe de silabe (Städte aus Silben), Essays, Editura Sport-Turism, 1987;
Autoportret cu palimpsest (Selbstporträt mit Palimpsest), Prosa, Eminescu, 1986;
Stea de pradă (Beutestern) Gedichte, Cartea Românească, 1986;
Octombrie, Noiembrie, Decembrie (Oktober, November, Dezember), Gedichte, Cartea Românească, 1972;
Călcâiul vulnerabil (Die verletzliche Verse), Gedichte, Cartea Românească, 1966;
Persoana întâi plural (Erste Person Einzahl), Gedichte, Editura pentru Literatură, 1964.

Ana Blandiana

(geb. 1942)



Ana Blandiana ist eine der bedeutendsten rumänischen Dichterinnen der Gegenwart, eine emblematische Gestalt des intellektuellen Widerstands während des Kommunismus. Sie war in den Jahren 1959-1964, 1985 sowie 1988-1989 mehrfach mit Publikationsverbot belegt. 1990 hat Ana Blandiana den Rumänischen PEN Club neugegründet und ist dessen Vorsitzende geworden. Sie ist eine der Initiatorinnen der Bürger-Allianz, die sie von 1991 bis 2001 leitete; Gründerin und Präsidentin der Bürger-Akademie, die unter der Ägide der Europäischen Kommission die Gedenkstätte für die Opfer des Kommunismus und des Widerstands in Sighet eingerichtet hat und betreibt; Mitglied der Europäischen Akademie für Dichtkunst, der Akademie für Poesie „Stéphane Mallarmé“ und der Weltakademie für Poesie (UNESCO). Ihre Gedicht- und Prosabücher erscheinen seit 1982 in Übersetzungen bei angesehenen Verlagen in Polen, Deutschland, Italien, Großbritannien, Estland, Schweden, Norwegen, Ungarn, Frankreich, Holland, Bulgarien, Litauen, Albanien, Serbien, Slowenien, Mazedonien, China und Südkorea. Literaturpreise: Poesiepreis des Rumänischen Schriftstellerverbands, 1969; Poesiepreis der Rumänischen Akademie, 1970; Prosapreis der Bukarester Schriftstellervereinigung, 1982; Internationaler „Gottfried von Herder“-Preis, Wien, 1982; Nationaler Poesiepreis, 1997; Preis „Opera Omnia“, 2001; Internationaler Preis „Vilenica“, 2002; Internationaler Preis „Camaiore“, 2005; Spezialpreis „Acerbi“, 2005.

Der neue, sich der Erinnerung widmende Band von Ana Blandiana ist ein Versuch, die Vergangenheit zu verstehen, sich selbst zu erinnern und dabei auch einige der im Strudel der Ereignisse untergegangenen Werte wiederherzustellen. In der Sicht der Autorin ist das ironisch mit „Falsche Studie in Manipulation“ betitelte Buch eine Selbstvergewisserung und Prüfung der im Kommunismus wie im Postkommunismus durchschrittenen Zeit, „eine Zeit, die verdampft, vom Wind stets aus einer anderen historischen Richtung verweht; er vernichtet die Werte, nicht jedoch die Beharrlichkeit ..., verstehen zu wollen“. Ein Buch sowohl über die Vergangenheit als auch über die Gegenwart, in dem Ereignisse, Menschen und Wegmarken der neueren Geschichte wieder aufgenommen und bis ins Detail hinein zerlegt werden.

Falsche Studie in Manipulation

Ana Blandiana



Textauszug

Bevor ich es zu erzählen beginne, muß ich mich fragen, warum diese Episode – die grundlegend war für „Die Applausmaschine“ – nicht im Buch auftaucht. Ist sie mir als zu übertrieben vorgekommen? Zu unwirklich? Letztlich zu literarisch?

Wir wohnten damals, wo wir auch heute noch wohnen, in der Nähe des Rundfunkgebäudes, von meinem Fenster aus kann man den Eingang zum Konzertsaal des Rundfunks sehen. So zu Beginn der achtziger Jahre, vielleicht auch ein, zwei Jahre davor schaute ich von diesem Beobachtungsposten ziemlich oft großangelegten Machtentfaltungen zu, wenn der Saal für Partei- oder Gewerkschaftsversammlungen oder schlicht und einfach zum Vorwand der Zustimmungserklärungen genutzt wurde. Mithin war es nicht ungewöhnlich, morgens im Lärm der Milizleute zu erwachen, die gehalten waren, die in unserer und einigen weiteren Straßen parkenden Autos wegzuschaffen, damit ein paar Stunden später die Busse aus den unterschiedlichsten Bezirken (der Name des Bezirks war groß auf die Windschutzscheibe geschrieben) eintreffen und der Reihe nach ihre Ladung abliefern konnten: junge Leute in Volkstracht, Männer mit Doppelkinn, über den Hosenbund quellenden Bäuchen, aber im Dreiteiler – unabhängig von Mode oder Jahreszeit –; Frauen mit einer haar-sprayhart gemauerten Lockenarchitektur; Mädchen mit ausgeklügelten weißen Bänderkonstruktionen über der Stirn, die wie Hubschrauberrotoren aussahen. Alle wurden sie diszipliniert von dem Gebäude verschluckt, das sie nach mehreren Stunden schweißtriefend wieder ausspuckte,

zerknittert, und so erschöpft, als hätten sie in den mysteriösen Eingeweiden des Saales Schwerstarbeit zu verrichten gehabt und sich nicht bloß gelangweilt beim Anhören und Aussprechen der immergleichen Phrasen, die sie auswendig konnten und lange schon nicht mehr verstehen wollten. Abends, in den zwei Stunden des Fernsehprogramms, sah ich Bilder aus dem Inneren des Saales und hörte mir die Floskeln an, in denen über das darin Geschehene berichtet wurde.

Was ich erzählen will, gleicht in allem jenen Ereignissen, und trotzdem beunruhigte es mich, eben weil ich spürte, daß es hier um etwas anderes ging, ohne daß ich hätte in Erfahrung bringen können, um was. Es geschah höchstens ein- oder zweimal pro Jahr, das Parken war schon am Vorabend verboten, und am nächsten Tag, wenn ich morgens aufwachte, unabhängig davon, wie früh es war, standen auf beiden Straßenseiten dicht an dicht die gleichen Militärbusse, denen in offensichtlich sorgsam einstudierter Ruhe und Ordnung reihenweise Soldaten entstiegen und sich dem Konzertsaal zuwandten. Das Rätsel begann schon mit dem Fehlen jeden Lärms, was an eine Geheimaktion denken ließ, wiewohl die in die Dutzende gehenden Busse selbstverständlich nicht verheimlicht werden konnten. Sie blieben viele Stunden lang reglos dort stehen, den ganzen Tag über, bis irgendwann gegen Abend die gleichen Kolonnen, die von Zeitsoldaten beaufsichtigt wurden, aus dem Gebäude kamen und ihre Plätze in den Bussen einnahmen, die ihrerseits sich auf die gleiche Weise in Bewegung setzten, ich würde sagen, umsichtig.

Ich habe zu erfahren versucht, was viele Hunderte von Soldaten so viele Stunden lang im Konzertsaal des Rundfunks wohl hatten tun können. Ich habe Nachbarn gefragt, habe Freunde, die als Redakteure beim Rundfunk tätig waren, gefragt, habe Mitglieder des Symphonieorchesters gefragt. Die einen hatten sich offenbar diese Frage noch nie gestellt und fingen erst aufgrund meiner Frage an, darüber nachzudenken. Andere hatten, ebenso offensichtlich, schon darüber nachgedacht, sie hatten den einen oder anderen Verdacht oder wußten es gar, aber sie vermieden es, mir zu antworten. Ihre Verstörung, das Stottern, die Art, wie sie sich mit einem Scherz aus der Verlegenheit zu retten versuchten, wie sie sich beeilten, das Gespräch zu beenden oder seinen Gegenstand zu wechseln, verwandelte meine Neugierde in eine Art Besessenheit und die Vermutung einer okkulten Aktion in die Gewißheit eines Rätsels. Doch als ich es schließlich erfahren habe, hat des Rätsels Lösung die Annahmen und Erwartungen bei weitem übertroffen.

Die Hunderte von Soldaten wurden ein- oder zweimal im Jahr herbeigeschafft, um die konservierten Aufnahmen mit Applaus und Akklamationen zu erneuern, die als Hintergrundgeräusche bei Kundgebungen und Versammlungen benutzt wurden. Der Konzertsaal des Rundfunks, mit den leistungsstärksten Aufnahmegegeräten ausgestattet, war der Ort, an dem die herbeigeschafften Soldaten ihre Applausproben abhielten, sie wurden unterwiesen und höchst professionell trainiert, damit sich eine mechanische Aktion unter dem Stab eines echten Dirigenten in so etwas wie ein Kunstwerk verwandelt. Und dieses Ergebnis wurde aufgenommen: enthusiastischer Applaus, Applaus und Hurrahrufe, rhythmischer Applaus, frenetischer Applaus. Die Aufnahmen wurden katalogisiert und in Kassetten abgelegt, die man mühelos hervorholen und benutzen konnte, wenn sie gebraucht wurden. So phantastisch dies auch klingen mag, bis zu diesem Punkt ist die Geschichte strikt real. Von hier ab ist sie „Die Applausmaschine“.

Und doch erscheint es mir als selbstverständlich, nicht damit zu enden, daß ich von der Wirklichkeit zur Literatur übergehe, sondern geradewegs in die Geschichte. Diese Aufnahmen wurden um den Beginn der achtziger Jahre herum angefertigt und wahrscheinlich auch sogleich zur beinahe unmerklichen Korrektur der Wirklichkeit eingesetzt. Gegen Ende jedoch, 1988 und 1989 gab es nichts, das einen hätte mehr erschüttern oder faszinieren können, als in den zwei Fernsehstunden die Filmbilder der mit Gewalt herbeigeschafften Massen zu betrachten, die schweigend und mit versteinerten Gesichtern den endlosen Reden lauschten, die sie gewiß nicht mehr hörten, während in der ersten Reihe

eine Kolonne von Securitateleuten mit ausgreifenden und heftigen, die Reglosigkeit dahinter kaschierenden Bewegungen klatschten, und im Klanghintergrund erschallten langanhaltender Beifall, Applaus mit Hurrahrufen, enthusiastischer Applaus, rhythmischer, frenetischer ...

Ana Blandiana:
Fals tratat de manipulare
(Falsche Studie in Manipulation),
Humanitas, 2013
ISBN 978-973-50-4246-2
© anaromi05@yahoo.com

Auswahlbibliographie

- Contorsionista* (Die Kontorsionistin), Erzählungen, Humanitas, 2011;
Centrifuga (Die Zentrifuge), Gedichte, Polirom, 2005;
Cum mi-am petrecut vacanța de vară (Wie ich meine Sommerferien verbracht habe), Roman, Polirom, 2004 (dritte Aufl.: Humanitas, 2011);
Darul lui Moș Crăciun (Das Geschenk vom Weihnachtsmann), Kinderbuch, Humanitas, 2003 (zweite Aufl.: 2011);
Bucla (Die Haarlocke), Gedichte, Univers, 1999.

T. O. Bobe

(geb. 1969)



T.O. Bobe hat die Philologische Fakultät der Universität Bukarest absolviert und mit Gedichten in der Anthologie *Tablou de familie* (Familienbild) (Leka-Brâncuș, 1995) debütiert. Von 1995 bis 2003 war er Dramaturg am Kleinen Theater (Teatrul Mic) in Bukarest, Redakteur und Drehbuchautor fürs Fernsehen. Im Jahre 2000 war er Stipendiat der Akademie der Künste in Berlin, und 2003/2004 Stipendiat der Akademie Schloß Solitude in Stuttgart. Im Jahre 2001 erhielt er für die Spielfilmdrehbücher *Getting Together* und *Morgan ReCollection*, die er zusammen mit Ana Valentina Florescu verfaßt hat, den Trans Europe-Preis.

Eines der besten Bücher mit Kurzgeschichten in der rumänischen Literatur der letzten Jahre, schier eine Zuchtanstalt für (prosaische) Subtilitäten, (chassidische) Ironien, und (menschliche) Emotionen. Die acht Prosastücke, dieses Bandes sind nicht bloß wahrhafte „Lektionen in Sachen Literatur“, in denen die Sprechweisen, Techniken, Pasticcios und intertextuellen Strategien zusammenschießen, um eine ganz eigene Prosa hervortreten zu lassen, sondern auch Geschichten über die Klischees, die Schablonen und Traurigkeit alltäglicher Nichtigkeiten. T.O. Bobe, einer der besten jungen Prosaschriftsteller der Gegenwart, ist *freelancer* und besessen von der Literatur als Literatur.

Textauszug

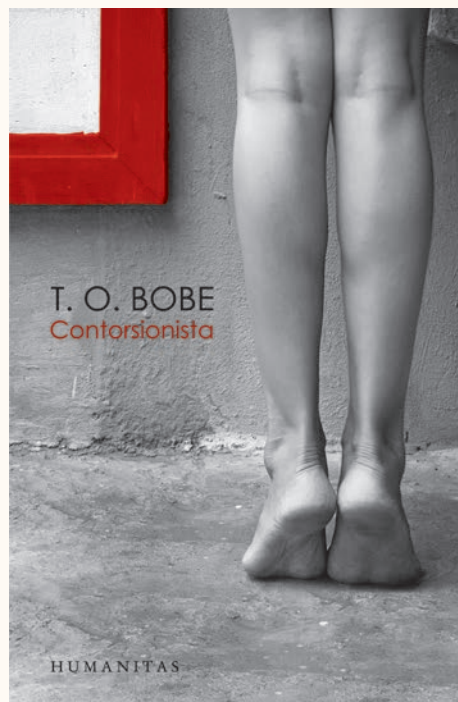
Laura Vlad trat am 11. November gegen halb zwei Uhr nachmittags in die Literatur ein. Zu der Zeit lebte sie seit mehr als sechzehn Jahren schon neben dem Bukarester Staatszirkus, mithin beinahe seit je her. Sie war die Tochter einer Trapezkünstlerin und eines Dresseurs, so daß sich fast ihr gesamtes Leben rings um die Manege abgespielt hatte, um die Sicherheitsleine und um die Wippe, an der ihre etwas älteren Cousinen arbeiteten. Von klein auf hatten die Cousinen Laura fasziniert, denn sie überschlugen sich herrlich in der Luft und setzten sich daraufhin eine über der anderen ab, wobei sie die höchste Pyramide bildeten, die man jemals in einem Zirkus gesehen hatte. Gewiß, die Cousinen stürzten auch hin und wieder, jedoch nur beim Training. Mutter stürzte nie, denn sie hatte sich nach Lauras Geburt als Auffängerin spezialisiert. Und was den Vater betraf, so läßt sich sagen, daß er ihr stets Respekt eingeflößt hat, obwohl er auf seine Weise ein schwacher Mensch war, ja geradezu willensschwach. Aber er hatte eine Peitsche, was, wie wir anerkennen müssen, für ein kleines Mädchen ebenso wie für die Ponys etwas zu bedeuten hatte. Weil sie in einem Zirkus geboren worden war, von einer Trapezkünstler-Mutter und einem Tierbändiger-Vater, hatte Laura die große Chance, in ihrer Kindheit keine Bekanntschaft mit dem schrecklichen Dilemma machen zu müssen, das Wohlmeinende gewöhnlich dergestalt ausdrücken:

– Was willst du mal tun, wenn du groß bist?

Für alle Welt war klar, daß der Zirkus, man war schließlich eine große Familie, sich um sie kümmern würde, und daß Laura nichts anderes zu tun hatte, als sich eine der Ausbildungen auszuwählen, die sich ihr anboten. Und um ihre Wahl zu treffen, war das Kind reihum Assistentin des Direktors (ein alter Zauberünstler, übrigens auch ihr Großvater), Assistentin des Dresseurs, des Jongleurs und des Weißen Clowns. Das Mädchen war eifrig dabei und lernte von allen etwas, wobei es eine ganz und gar außergewöhnliche Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit erkennen ließ. Eines Winters, als ihre Cousinen mit einer Sechserpyramide zum Festival von Monte Carlo eingeladen waren, beschloß die Familie, daß es für Laura an der Zeit war, die repräsentativsten Nummern des Weltzirkus zu sehen. Also haben sie ihr einen Paß besorgt und sie als Assistentin der eigenen Cousinen ins Ausland geschickt. Die Cousinen hatten einen fulminanten Erfolg, Laura Vlad jedoch war vor allem von der

Die Kontorsionistin

T. O. Bobe



Nummer der Chinesinnen beeindruckt, die in jeder erdenklichen Position Teller kreisen ließen. Es waren so viele Chinesinnen, und sie ließen derart minutiös bemalte Teller kreisen, daß das Kind auf der Stelle beschloß, eine große Verrenkungskünstlerin zu werden. Gesagt, getan. Nach Hause zurückgekehrt, begannen die Übungen. Wie sich erwies, war für ihr Bestreben die Beweglichkeit der Wirbelsäule, die der Volksmund Rückgrat nennt, von entscheidender Bedeutung. Zu Beginn konzentrierte sich Laura aufs Aufwärmen, worauf sie zur Bodenbrücke überging. Das war leicht. Die Wandbrücke folgte, und danach vollführte das Mädchen mit der Zeit auch die Hochbrücke mit bemerkenswertem Erfolg. Das geringe Alter begünstigte sie sehr, denn die Bindemasse zwischen den Wirbeln hatte noch nicht zu verkalken begonnen. Dies aber war nur der Anfang. Das junge Fräulein Vlad fuhr fort, indem es sich alternativ die Beine in den Nacken legte. Danach simultan. Eines Tages sah sie im Schaufenster der neuen Buchhandlung Wir ein Buch von Joyce Tenneson, das den Titel *Transformations* trug. Das Foto auf dem Umschlag zeigte eine Frau, die sich die Arme unter dem Kinn überkreuzt um den Hals gedreht und die Hände auf dem Kopf liegen hatte. Es war eine recht einfache Figur, die Laura jedoch fasziniert hat. Sie merkte, daß sie, um eine große Kontorsionistin zu werden, die technische Leistung mit der künstlerischen Leistung zu verbinden hatte, wie beim Eiskunstlauf. Die Übungen verlagerten sich aus der Arena mit den Sägespänen in den Wohnwagen der Mutter wo es einen Ganzkörperspiegel gab. Von morgens bis abends verrenkte sich Laura Vlad nun vor dem Spiegel, wobei sie den Details höchste Aufmerksamkeit schenkte: den Ellbogenwinkeln, den Winkeln der Knie, dem Fingerausdruck, ihren Gefühlserlebnissen, die man dem Gesicht ablesen konnte. Der Zirkusdirektor, Zauberkünstler und Großvater zugleich, sah sie eines Tages durch den Spalt der halboffenen Tür und, bot ihr, angenehm überrascht, einen zweitrangigen aber bedeutsamen Platz auf dem Zirkusplakat an. Er sagte:

– Laura, du bist ein schönes und echtes Fräulein geworden. Es ist nun an der Zeit, deine Karriere zu beginnen. Wie ich sehe, kannst du Dinge, von denen andere deines Alters nicht einmal zu träumen wagen. Du legst eine Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit an den Tag, die ganz und gar außergewöhnlich sind. Mit der nächsten Saison wirst du deinen eigenen Auftritt haben.

– Was für einen Auftritt, Großvater, fragte sie mit fingernagelgroßem Herzen.

– Weiß ich doch nicht, antwortete er. Du warst Assistentin des Direktors (eines alten Illusionisten, der außerdem auch dein Großvater ist), Assistentin des Dresseurs, des Jongleurs und des Weißen Clowns. Sagen wir mal, deine Nummer wird in etwa Die Assistentin kehrt zurück heißen. Nun, was meinst du?

Laura Vlad hatte dazu die schlechtest mögliche Meinung. Aus Scham vor ihrem Großvater hätte sie sich am liebsten in ein Mausloch verkrochen. Nicht nur weil ihr der Name für ihre Kontorsionsnummer überhaupt nicht gefiel, da er eher zweitklassigen Filmtiteln ähnelte, sondern auch weil ihr größter Defekt der Perfektionismus war. Wäre ihr dieser abgegangen, sie hätte längst unter der Zirkuskuppel debütiert, aber sie arbeitete peinlich genau auch an den geringsten Einzelheiten und war niemals zufrieden mit sich. Was sollte sie tun?

T.O. Bobe:
Contorsionista
 (Die Kontorsionistin),
 Humanitas, 2011
 ISBN 978-973-50-3374-3
 © theo_dob@yahoo.com

Auswahlbibliographie

- Rezervația de îngeri* (Reservat der Engel), Humanitas, 2013;
Opere III. Cerșetorul de cafea (Werke III. Der Kaffeebettler), Polirom, 2012;
Opere II. Submarinul erotic (Werke II. Das erotische Unterseeboot), Polirom, 2009;
Opere I. Julien Ospitalierul (Werke I. Julien der Patient), Polirom, 2009;
Povestea boiernașului de țară și a fecioarei... (Geschichte vom Land-Bojaren und der Jungfrau ...), Trei 2008, 2012;
Dumnezeu se uită la noi cu binoclul (Gott betrachtet uns durchs Fernrohr), Polirom, 2006; *Submarinul erotic* (Das erotische Unterseeboot), Cartea Românească, 2005;
Infernala comedie (Die höllische Komödie), Brumar, 2005;
Cerșetorul de cafea. Scrisori către Lucian Raicu (Der Kaffeebettler. Briefe an Lucian Raicu), Publizistik, Polirom, 2004;
Fluturii din pandișpan (Die Schmetterlinge aus Pandispan), Cronica, 2003;
Dintr-o scorbură de morcov (Aus einer Möhrenhöhle), Nemira, 1998;
Ruina unui samovar (Ruine eines Samowars), Cartea Românească, 1983;
Dulapul îndrăgostit (Der verliebte Schrank), Cartea Românească 1980;
Adio, Robinson Crusoe (Adio, Robinson Crusoe), Cartea Românească, 1978;
Cântece naïve (Naive Lieder), Cartea Românească, 1976;
Julien Ospitalierul (Julien der Patient), Cartea Românească, 1974.

Emil Brumaru

(geb. 1939)



Emil Brumaru gilt als einer der bedeutendsten rumänischen Gegenwartsdichter. Von 1963-1975 war er Arzt in der Gemeinde Dolhasca, Kreis Suceava, die zum Kernbestand seiner poetischen Imagination geworden ist; er nennt den Ort ein „natürliches Engelsreservat“. Danach hat er sich ganz dem Schreiben gewidmet und parallel dazu als Korrektor (1983-1989) und Redakteur (1990-1996) bei der in Iași erscheinenden Zeitschrift *Convorbiri literare* (Literarische Gespräche) gearbeitet. Mit Gedichten debütierte er 1967 in der Zeitschrift *Luceafărul* (Der Abendstern), sein Verlagsdebüt fand 1970 mit zwei Gedichtbänden statt: *Versuri* (Gedichte) und *Detectivul Arthur* (Detektiv Arthur). Er ist Träger des Nationalen Poesiepreises „Mihai Eminescu“ für sein Gesamtwerk (2001) und im Jahr 2011 erhielt er den Preis der Zeitschrift *Observator Cultural* ebenfalls für sein Gesamtwerk. Seine Gedichte fanden in Rumänien, Deutschland, Frankreich und England Aufnahme in Anthologien.

Der Gedichtband gilt als ein Ereignis im Schaffen des Emil Brumaru, denn er stellt eine andere, bisher nicht praktizierte Form seines Lyricismus vor. *Reservat der Engel* verschiebt den Schwerpunkt vom Häuslich-Gegegenständlichen auf weitreichende metaphysische Räume und erotische Ereignisse. Der wohlbekannte Erotismus des Dichters wird ritualisiert und „angelisiert“, Naivität und Raffinement verbinden sich im Vers, um eine neue Welt zu schaffen, eine Welt des Zwilichts, in der zum ersten Mal auch der Gedanke ans Verlöschen seinen Platz findet. Von mehreren Kritikern mit dem Dichter der Zwischenkriegszeit Tudor Arghezi verglichen, erweist sich Brumaru in diesem Band als ein erschütternder, ein verführerischer und funkelnder Dichter.

Textauszüge

Reservat der Engel

Emil Brumaru



Den Engeln Rilkes möchte ich begegnen ...

Den Engeln Rilkes möchte ich begegnen, des Dichters,
 Und sei es bloß einmal im Jahr,
 So daß wir reden und das Land gemach in Ordnung bringen
 Auf der Apfelwiese von Iocan.
 Die halten uns nämlich für allzu blöd,
 Solln doch die Faselköpfe selber Krötenseide fressen,
 Schau hin, wie sie die Minze in die Tümpel reiben, hör wie sie gichzen,
 Ferkelgleich!
 Ich hab es satt, will trinken mit dem Mund direkt
 Am Wasserspender.
 Ein Kilo Halva essen gleich darauf,
 Und lesen
 Herr Puntila und sein Knecht Matti
 Von Brecht!

Reise

In einer Hand die Lilie, der anderen das Schwert,
 So schritt mein Engel, vom Schicksal unbeschwert,
 Durch morgengrüne Dünste hin zu jener Seite Leben,
 Wo allen uns der Tod längst vorgegeben.
 Nicht Angst, keine Verwunderung noch Sorgen,
 Gelassen, von der Blütenpracht am Stiel geborgen,
 Und funkeln dem Stahl, schienen die Augen bloß
 Sich freudig zu beladen, doch schwer und übergroß.
 Und wie er schritt, so ging auch ich, trat in die Spur,
 Die er im Grase hinterlassen, und rudelweise nur
 Folgten uns Hirsche und Wiesel mit feuchtem Maul,
 So daß ich heiter trachtete, ab nun von ihm kaum
 Mehr zu lassen, als ich mit meiner Brust zuerst den Reif
 Berührt, und ihm ein Freund auch dort zu sein,
 Wo Lachen und Weinen ineinander sich ergießen,
 Um mich bescheiden in jener Hütte zu verkriechen,
 Die Gottes ist, des seidenweichen.
 Und drüberhin kreisten die Regenbogen im Blau
 Während wir tranken, den Tau, reihum, aus dem Pokal ...

Als ich mich umschaute, warst du nicht da

Als ich mich umschaute, warst du nicht da,
 Schutzengel. Auch schrittst du nicht voran.
 Und plötzlich ging mir durch den Sinn,
 Daß ich den Leuten preisgegeben, ach,
 Alleine bin auf dieser Welt! Doch warm und weiß
 Und sanft in Locken eingehüllt, den Spann im Tau,
 Kamst du zu mir her, zu beiden Seiten Frau,
 Daß wir uns nährten an der Blume, welche sang
 Kelchblatt an Kelchblatt, süß sei das Leben, lang,
 Dein Schenkel, Weib, auf ewig leicht gespannt
 Von jener schweren Lust, die uns daniederwirft,
 Seite an Seit, an unseren Fenstern nur noch Gott,
 Im Efeu gerank versteckt, in Strahlen, Zweigen, Schmetterlingen,
 Uns etwas doch zu bremsen in den unverschämten Liebesdingen...

Wir hielten uns an Händen, gingen

Wir hielten uns an Händen, gingen
 Durch Räume, fremd in vielen Dingen.
 Du sagtest, daß wir schon im Himmel sind,
 Ich meinte, daß er fern noch ist, mein Kind.

Jetzt ist es nur das Feld im Morgenlicht,
 Grünlich, dünn die hohen Gräser vorm Gesicht.
 Lachend hast du sie einst gescholten,
 Daß sie nicht deine Brüste kitzeln sollten.

Und sachte ließest du stets nur meine Hand
 Sie streicheln ohne Scheu, so zugewandt,
 Als wir da gingen, gingen im gleichen Takt,
 Du neben mir, und du warst splitternackt,

Denn alles, was dich kleidet ist reine Sünde,
 Zumal wenn man liebt, und eine Schande.
 Der Engel weite Aura, da sie überquillt,
 Hat jetzt dich still in helles Licht gehüllt,

Damit wir näher sind dem Himmelshellen
 Sind durch Wälder wir gestreift mit Quellen,
 Durch alte Hohlwege, die voller Rätsel stecken,
 Und Rosen brachst du hie und da an Hecken.

Den einen oder andern Pilz von seinem Gifte fett,
 Mit pelzigem Hut hast du mir entgegen gestreckt,
 Wolltest mir mit deinem schönsten Seufzen,
 Was ich längst einbekannt nochmal bedeuten,

Daß ich auf diese schrecklich süßen Gifte steh,
 Und sie auch zu mir nehme, wenn ich mit dir geh.
 Erst dann, oh, dann erst sah ich wie du glühtest,
 Weil du auf einmal Scham aufsteigen fühltest.

Und eilig zogst du eine Lilie über deinen Leib,
 Einen Schmetterling, so groß wie drei,
 Verdecktest auch mit Müh und Not die langen Beine
 Die so weiß, so hell wie Knochensteine.

Aber im ringsum plattgemachten Tau der Seiten
 Und in den knisternd weichen Linnenstreifen
 Hast du dich diebisch stets mit Schuld beladen,
 Bis wir dann beide wieder aufgebrochen waren.

Wir hielten uns an Händen, gingen
 Durch Räume, fremd in vielen Dingen.
 Du sagtest, daß wir schon im Himmel sind,
 Ich meinte, daß er fern noch ist, mein Kind.

Auswahlbibliographie

- Un singur cer deasupra lor* (Nur ein Himmel über ihnen), Roman, Polirom, 2013;
Angelus, Roman, Humanitas, 2010;
Nașterea dorințelor lichide (Die Geburt der flüssigen Wünsche), Kurzprosa, 2007;
Gulagul în conștiința românească. Memorialistica și literatura închisorilor și lagărelor comuniste (Der Gulag im Bewußtsein der Rumänen. Memorialistik und die Literatur der kommunistischen Lager), Essay, Polirom, 2005;
Decembrie '89. Deconstrucția unei revoluții (Dezember '89. Dekonstruktion einer Revolution), Essay, Polirom, 2004;
Kore-Persefona (Kore-Persephona), Gedichte, 2004 ;
Imaginarul violent al românilor (Die gewalttätige Vorstellungswelt der Rumänen), Essay, Humanitas, 2003;
Tricephalos, Roman, Dacia, 2002;
Oceanul Schizoidian (Der schizoide Ozean), Gedichte, Marineasa, 1998 (zweite Aufl.: Vinea, 2006);
Zona vie (Lebendige Zone), Gedichte, Dacia, 1993.

Ruxandra Cesereanu

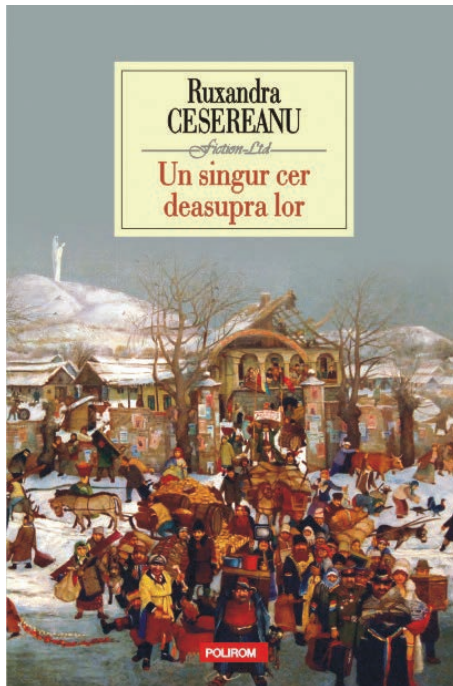
(geb. 1963)



Dichterin, Prosaautorin, Essayistin, Dozentin am Lehrstuhl für Vergleichende Literaturwissenschaft der Philologischen Fakultät in Cluj, gehört Ruxandra Cesereanu zum Phantasma-Staff, dem Zentrum zur Erforschung des Imaginären in Cluj, in dessen Rahmen sie auch Werkstätten für kreatives Schreiben (Poesie und Prosa) betreut. Zusammen mit den Journalismus- und Literaturstudenten hat sie vier Bücher mit Sozialreportagen und auf Rumänien fokussierten Mentalitätsanalysen veröffentlicht. Vertreten in zahlreichen rumänischen und ausländischen Anthologien, ist sie mit mehreren Preisen ausgezeichnet worden, darunter dem Preis der Schriftstellervereinigung Cluj, dem Preis der Zeitschrift *Cuvântul* u.a. Außerdem ist sie die Autorin des künstlerischen Kurzfilmessays *Treisprezece biserici* (Dreizehn Kirchen) (TVR Cluj, 1998) sowie des zusammen mit Doru Pop erarbeiteten dokumentarischen Essays *Memorie, oroare, supraviețuire* (Gedächtnis, Schrecken, Überleben) (2008).

Nur ein Himmel über ihnen

Ruxandra Cesereanu



Es ist Ruxandra Cesereanus erstes Buch mit realistischer Prosa, bisher war sie bekannt als Autorin von phantastischer und autofiktionaler Prosa. Ein Roman als panoramatisches Fresko der Veränderungen, die sich in Rumänien vom Beginn der 50er Jahre und bis nach der Revolution von 1989 vollzogen haben, in den die kleinen Geschichten von Menschen, die sich auf der Seite der kommunistischen Macht befanden oder dieser entgegenstanden eingewoben sind und der großen Geschichte Kontur verleihen. Die Widerstandskämpfer in den Bergen, die Deportierten, politischen Gefangenen, Oppositionellen, Dissidenten, „Grenzflüchtigen“, Revolutionäre, aber auch die Führer der Securitate, Staatspräsidenten, Folterer, Verräter und viele andere – Opfer und Täter – alle leben sie unter dem gleichen Himmel zwischen 1945 und 1991 (den chronologischen Eckdaten dieses epischen Freskos, an dem die Autorin ein Jahrzehnt lang gearbeitet hat). Ruxandra Cesereanu schlägt eine narrative Synthese von Leben und Toden vor, die von einer gewalttätigen kollektiven Geschichte kontrolliert werden – vergleichbar der von Warlam Schalamow in seinen *Erzählungen aus Kolyma* dargestellten Welt.

Textauszug

Als sie von Krieg und Flucht nach Hause zurückkehrten, fanden sie das Dorf unkrautüberwuchert und voller Ratten; die Unkrautstauden waren bis an die Dachtraufen hochgeschossen, und die Ratten sogar auf die Bäume geklettert, so viele gab es. Die Leute aber weinten nicht, sondern sie lachten über jene Ratten: das Dorf war nun nicht mehr von Deutschen oder Russen besetzt, sondern von den Ratten. In den ersten Tagen konnte man nicht einmal schlafen, man lebte schlaflos, denn ansonsten hätten einen die Ratten erledigt, die in Rudeln herumstreiften. Das wenige Geflügel, das manch einer von seinem Fluchtort mitgebracht hatte, mußte geschlachtet und zubereitet werden, denn sonst hätten es die Ratten mitsamt der Federn zernagt, die kümmerten sich um keine Federn mehr, fraßen, was sie kriegen konnten. Aber auch die Bauern waren schlau, denn schließlich legten sie Fallen aus Säcken mit Maiskörnern drum herum, und so haben sie die meisten Ratten gefangen, denn die kamen rudelweise auch zu den Säcken, so daß die Leute sie fingen, sie schlugen ihnen mit den Harken auf die Köpfe und zündeten sie an, damit sie das Dorf nicht infizierten.

Auch Lucreția befand sich unter den jungen Mädchen, welche die Säcke zum Rattenfang vorbereiteten, und wenn sie sich über etwas wunderte, so lediglich darüber, wie diese kleinen Tierchen schrien, sie brüllten beinahe wie die Schweine, quiekten, wenn sie in der Falle gefangen waren und verbrannt wurden, wenn sie noch nicht tot waren von den Hieben mit der Harke. Letztlich aber haben sie alle ausgerottet, und die Bewohner konnten sich wieder in ihren Häusern niederlassen, auch wenn es danach in den Wänden der Stuben noch lange nach Ratten roch.

Zu der Zeit hatten es die Leute nicht so sehr mit der Politik, doch schon bald sah sich ein Teil von ihnen gezwungen, nicht mehr mit verschränkten Armen zuzuschauen, sondern etwas zu unternehmen. Lucreția begann erst als sie verheiratet war das eine oder andere zu verstehen, und dies auch nur, weil sie den Waldhüter geheiratet hatte. Im Haushalt ihres Schwiegervaters gab es viele Milchkühe und ein paar Pferde: Lucreτίας Aufgabe bestand in diesem Haushalt darin, die Pferde spazieren zu führen, was ihr gefiel, denn die Pferde waren samtig und verschwiegen. Für die Kühe hatten sie einen Knecht, der sich um das Melken kümmerte. Außerdem tat Lucreția noch etwas: zur Wirtschaft gehörte eine große Fischräucherei, denn ins Haus ihres Schwiegervaters kamen viele Gäste, Gäste aus der Stadt, Rechtsanwälte und Ärzte, das Dorf lag nämlich in der Nähe einer Drachenhöhle mit gewaltigen Salzkernen. Und weil viele von diesen mitunter im Haus übernachteten, war Lucreția diejenige, die die Räucherei beaufsichtigte und auf die Fische achtete, damit sie so geräuchert wurden, wie es sich gehörte, um wohlschmeckend zu sein.

Und die Rechtsanwälte und Doktoren redeten das Blaue vom Himmel herunter über die Zeitläufte, die Himmelsbewegungen, den König, die Regierungen und die Politik. Lucreția hatte eine Sache dabei begriffen: daß es sich bei und mit den Genossen nicht gut lebte. Ihr Gatte, der Waldhüter, klärte sie hin und wieder auf, aber schon merkte auch sie im Dorf: Wenn die Genossen von ihrer Kammer, vollgestopft mit Käse, Milch und Sahne, in der dutzende Käseräder und Fässer mit Butter und Rahm lagerten, gewußt hätten, wäre dies keinesfalls gut gewesen. Schon hatten jene Leute damit angefangen, die Äcker zu stehlen, Ochsen und Kühe wegzunehmen, den Leuten auf den Schädel zu hauen. Eine Art Niedergang hatte begonnen.

So daß Lucreția eines Abends, als die Genossen in Lederklamotten und mit schwarzen Baskenmützen auf dem Kopf den Alten abholten, begriff, was zu begreifen war: Sie mußte irgendwo hin fliehen, und wohin hätte sie sonst fliehen können als in die Berge. Sie mußte mit dem Waldhüter fliehen. Sobald sie jedoch geflohen waren, fühlte sich der Waldhüter auf seinen Beinen und dem Boden darunter nicht mehr so sicher, also sagte ihm Lucreția, er möge sich nicht fürchten, und einmal in den Tanz mit eingetreten, müsse er auch mittanzen. Auch sagte sie ihm, daß Sommer, Herbst, Winter und Frühling vorübergehen würden. Und die Kommunisten würden erledigt sein. Bis dahin war es nicht mehr lange, es war überhaupt nicht mehr lange. Wenn sie zu Hause im Dorf geblieben wäre, wäre ihr Waldhüter-Mann nachts zu seiner Frau ins Dorf gekommen, und dabei hätten sie ihn gefangen, ihn verprügelt und gezwungen, auszusagen. Niemand konnte einschätzen, wie lange er ohne Vermittlung den Qualen widerstanden hätte. So auch Lucreția. Sie wußte, daß sie letztlich geredet hätte, also war es besser, in die Berge aufzubrechen, denn sie waren frei.

Die anderen Männer aber wollten sie nicht bei sich haben, sie haben sich nur schwer darein gefügt. Was sollte ein Weib in den Bergen schon tun? Und dazu noch ein so junges? Schließlich fand sie sich aber selber etwas, was sie tun konnte: Sie war bei den Waffen, putzte sie und schleppte das Radio, an dem sie die Nachrichten von außerhalb und innerhalb des Stacheldrahtes hörten. Sie hatte dieses Radio sogar Die Amerikaner kommen! Getauft. An diesem Gerät hörten sie allerhand, sie hatten sogar die Nachrichten von Stalins Tod gehört und sich gefreut, ohne zu ahnen, daß ihre Freude vergeblich war. Lucreția glaubte bedingungslos daran daß die Amerikaner zu Zehntausenden kommen und die

Rusniaken mitleidslos niedermetzeln werden Aber das ist eine andere Geschichte. Lucreția wußte, denn sie hatte es vom Waldhüter gelernt, wie man ein Gewehr zerlegte, um es zu putzen, es einzufetten und zu laden. Der Karabiner war Amerika getauft worden, das Jagdgewehr Europa, und die Pistole wurde Rumänien genannt. Alle waren sie vom Krieg geerbte Waffen.

Manchmal, wenn sie das Elend und das Herumgeirre von da nach da durch die Berge satt hatten, kam ihnen in den Sinn, über die Grenze zu gehen, noch weiter zu laufen, als ginge es um einen sportlichen Wettkampf, und nach Jugoslawien abzuhausen. Sie gingen vor allem nachts, wie die Eulen und Fledermäuse. Sie waren müde und entmutigt und glaubten nicht mehr daran, daß sich etwas ändern ließe. Ihre Körper hatten sich daran gewöhnt, in Hütten aus Zweigen und Gräsern zu schlafen, ohne Seitenwände, denn sie schützten sich nur noch vor dem Regen, lagen nur noch auf dem Boden. Mitunter schliefen sie auch nur unter Bäumen, die ihre Äste herabhängen ließen. Sie schliefen und trennten sich, uns schliefen wieder und trennten sich wieder. Sie konnten als Gruppe nicht beisammen bleiben, sie waren zu viele und riskierten, gefangen zu werden. Man konnte nicht davonlaufen, ohne daß die anderen es wußten, mußte sagen, wohin man ging, wann man zurückkehrte, was man tun werde, wenn man wiederkäme. Man konnte nicht davongehen wie aus dem eigenen Haus, aus der Tür treten, abschließen und wenn man zurückkehrte, aufschließen und eintreten.

Auswahlbibliographie

Ce a fost. Cum a fost. Paul Cornea în dialog cu Daniel Cristea-Enache (Was gewesen ist. Wie es gewesen ist. Paul Cornea im Gespräch mit Daniel Cristea-Enache), Cartea Românească, 2013;

Delimitări și ipoteze. Comunicări și eseuri de teorie literară și studii culturale (Eingrenzungen und Hypothesen. Mitteilungen und Essays zur Literaturtheorie und Studien zur Kultur), Polirom, 2008;

Interpretare și raționalitate (Interpretation und Rationalität), Polirom, 2006;

Semnele vremii (Zeichen der Zeit), Eminescu, 1995;

Aproapele și departele (Das Nahe und das Ferne), Cartea Românească, 1990;

Introducere în teoria lecturii (Einführung in die Theorie der Lektüre), Minerva, 1988 (zweite Aufl.: Polirom, 1998);

Itinerar printre clasici (Wegführung durch die Klassiker), Eminescu, 1984;

Regula jocului. Versantul colectiv al literaturii (Die Spielregel. Das kollektive Schräge in der Literatur), Eminescu, 1980;

Conceptul de istorie literară în cultura românească (Die Vorstellung von Literaturgeschichte in der rumänischen Kultur), Eminescu, 1978;

Originile romantismului românesc. Spiritul public, mișcarea ideilor și literatura (Die Ursprünge der rumänischen Romantik. Öffentlicher Geist, rege Ideen und Literatur), Minerva, 1972 (zweite Aufl.: Cartea Românească 2008);

Anton Pann (Anton Pann), ESPLA, 1964;

Studii de literatură română modernă (Studien zur modernen rumänischen Literatur), ESPLA, 1962.

Paul Cornea

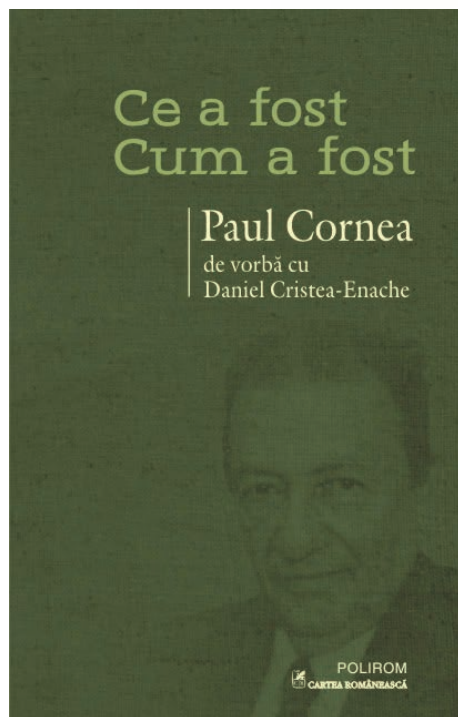
(geb. 1924)



Literaturkritiker und Literaturhistoriker mit theoretischem Gespür und interdisziplinären Interessen, Emeritus der Philologischen Fakultät an der Universität Bukarest, Kathederchef und Dekan der Philologischen Fakultät (1990-1996), ist Paul Cornea heute der wichtigste rumänische Komparatist. Mitglied im Exekutivkommittee und Vizepräsident der Internationalen Komparatistischen Vereinigung (1991-1997), Ehrenvorsitzender der Vereinigung der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaftler Rumäniens, Vizepräsident der Gesellschaft für Philologische Wissenschaften in Rumänien, erhielt er die Auszeichnung „Palme Académiques“ im Offiziersrang (1997). Er ist Mitarbeiter an verschiedenen akademischen Schriftenreihen in Rumänien und im Ausland (*Neohelicon*, *Études balcaniques*, *Philologica Pragensis*).

Was gewesen ist. Wie es gewesen ist. Paul Cornea im Gespräch mit Daniel Cristea-Enache

Paul Cornea



Die im Gespräch entstandene Autobiographie, Anlaß, sich ein Jahrhundert der rumänischen Kultur zu vergegenwärtigen, galt in Rumänien als das Buch-Ereignis des Jahres 2013. Mit seinem analytischen Geist und der wohlbekannten Scharfsinnigkeit, zerlegt Paul Cornea seine eigenen kommunistischen Illusionen der fünfziger Jahre ebenso wie die Desillusionierung in den Achtzigern, eine dramatische Wegstrecke auf ideologischer ebenso wie auf menschlicher Ebene. Gleichzeitig stellt es die komplette okkulte Hierarchie der totalitären Gesellschaft in tadelloser Weise vor. Mit 90 Jahren erzählt der rumänische Gelehrte mit Charme und ausgeglichener Gelassenheit sein Leben – ein Leben, das sich weitgehend mit dem Leben der gegenwärtigen Weltliteratur identifiziert.

Textauszug

D.C.-E.: *In aller Kürze: Um dem Nazismus und Hitlerismus zu widerstehen, waren Sie mit 18 Jahren auf die kommunistische Illusion angewiesen und haben deshalb von der schrecklichen Wirklichkeit abgesehen, die diese im Osten Tag für Tag entzauberte? Oder aber war Ihnen die sowjetische Welt damals noch vernebelter, ferner, und Sie haben die Wirklichkeit des real existierenden Sozialismus erst einschätzen können, als dieser in Rumänien errichtet war?*

P.C.: Die Frage, die du mir stellst – der Anhängerschaft am Kommunismus – ist mir sehr willkommen. Ich warte darauf, habe sie schon seit geraumer Weile erwartet. Sie betrifft eines der bedeutsamen Probleme mit einer in meinem Fall großen existentiellen Wirkung. Ich hoffe, darauf eine gültige Antwort geben zu können und nehme die Klausel vollkommener Aufrichtigkeit für mich in Anspruch, welchen Sinn sollte andernfalls meine Zeugenschaft haben? Aber ich habe noch ein zweites Kriterium im Auge, diesmal ein prozedurales Kriterium, das ich während meiner langen Karriere als Literaturtheoretiker und –Historiker als unerlässlich habe schätzen gelernt: Um verstehen zu können, wie sich die Dinge zugetragen haben, ist es stets nötig, sie in ihren Entstehungskontext zu versetzen. Einen Kontext, den man aus nächster Nähe zu überprüfen hat, und dies erst recht, als vor allem die jüngeren Generationen von den diese Zeit umgebenden Phänomenen ein recht trübes und nicht selten einseitiges Bild haben.

Erst einmal sei mir ein komparatistischer Verweis gewährt. Im Westen gibt es eine reichhaltige Erinnerungsliteratur, verfaßt von ehemaligen Kommunisten oder Sympathisanten, die sich aus reinem Idealismus unter

der Fahne der Partei (oder an ihrer Seite) engagiert haben und danach ihre Träume zerstört sahen, die Hoffnungen mit Füßen getreten, das Gewissen ausgelöscht, so daß sie früher oder später beschlossen, radikal mit der Bewegung zu brechen, die den Anschein erweckt hatte, den Sinn der Geschichte zu verkörpern. Die Liste der erstrangigen Intellektuellen, die vor allem in ihren jungen Jahren, wenn die Begeisterungsfähigkeit groß ist, und die Neigung zur Aktion in ihrer Großzügigkeit noch nicht von kleinkarierten Berechnungen begrenzt wird, die Überzeugungen der radikalen Linken geteilt haben, um sie danach mit der dem Trauma des betrogenen Vertrauens entsprechenden Vehemenz zurückzuweisen, ist äußerst umfangreich. Ich erinnere mich an einige Namen – eher in der launenhaften Reihenfolge des Erinnerns denn aufgrund einer irgendwie gearteten systematischen Absicht: George Orwell, Arthur Koestler, Leszek Kołakowski, Ignazio Silone, Richard Crossman, Stephen Spender, Louis Fischer, Edgar Morin, Panait Istrati, Victor Serge, François Furet, Ágnes Heller, Ferenc Fehér u.a. Die Werke dieser Autoren, ihrem Vorhaben nach sehr verschieden, ebenso in ihrem Stil und ihrer Diktion, allesamt aber durchdrungen vom Schauer des stets gleichen inneren Dramas, betonen – was ja auch selbstverständlich ist – den Grund für den Verlust der Illusionen. Sie versuchen zu klären, auf welche Weise die Umstellung der Weiche möglich geworden ist, die Konversion, die Übernahme einer anderen *Weltanschauung*. Deshalb beschäftigen sie sich nur flüchtig mit der Faszination, welche die Begegnung mit dem Kommunismus in ihnen provozierte, diese weltliche Religion, die ihren Gründungsvätern nach die Funktion hatte, die Menschen zu emanzipieren, diesen aber tatsächlich eine neuerliche Unterwerfung einbrachte. Trotzdem ist es sehr wichtig, nicht nur die Schrecken und Untaten dieses Systems zu kennen, sondern auch die Methoden, mit denen es ihm gelungen ist, den wachen Verstand so vieler herausragenden Geister zu täuschen. Von welcher Art mag die Magie gewesen sein, die sie verführbar gemacht hat? Wie gelang es diesem System, bei all den Katastrophen, die es verursacht hat, seinen Einfluß aufrecht zu erhalten? Dies beschäftigte den französischen Historiker Emmanuel Le Roy Ladurie, der mir anlässlich eines Kurzbesuchs im eben aus der Finsternis herausgetretenen Bukarest zu Beginn des Jahres 1990 aus der Position eines ehemals selber kurzzeitigen Parteimitglieds sagte: „Die Immunisierung durch Exorzismus ist lediglich die eine Seite des Problems. Unsere Aufgabe aber ist es, an der Quelle zu agieren, zu erklären, durch welche Art Zauber der Kommunismus so viele herausragende Intelligenzen hat überzeugen können“.

Wie man sehr wohl weiß, hat die wilde Repression reinsten stalinistischen Stils bei uns das Entstehen oppositioneller Gruppierungen, und sei es solcher mit eingeschränkten Zielsetzungen, verhindert. Trotzdem hat sich eine Dissidenz sehr viel geringeren Ausmaßes als etwa in unseren Nachbarstaaten (Tschechoslowakei, Polen, Ungarn) dank einiger mutigen Menschen, die ich (entgegen aller Verstimmungen aufgrund der späteren Entwicklung manch eines von ihnen) mit Respekt und Bewunderung nennen will: Paul Goma, Doina Cornea, Gabriel Andreescu, Radu Filipescu, Mircea Dinescu, Dan Petrescu, Dorin Tudoran ... Ihr Aufbegehren hatte jedoch einen individuellen Charakter und ist sehr schnell unterdrückt worden, noch bevor es ein bedeutenderes Echo hätte auslösen können. Andererseits war das Erscheinen von Schriften feindlichen oder doch zumindest umstrittenen Charakters aufgrund der absoluten Pressekontrolle – die Gheorghiu-Dej im Namen des proletarischen Internationalismus ausübte und Ceauşescu im Namen des Nationalkommunismus – nicht möglich. Unter solchen Bedingungen, drückte sich der Widerstand gegenüber dem Mißbrauch und der immer deutlicher werdenden Verrohung des Regimes in Anspielungen, Zweideutigkeiten, Kontrafrasierungen oder auf den ersten Blick unschuldigen Allegorien aus, im Allgemeinen durch einfallreiche Insinuationen und durch ein „Zu-Verstehen-Geben“ dessen, was die Menschen erfahren wollten oder fühlten, jedoch nicht ausdrücken konnten. Es bedurfte der Revolution von 1989, um beeindruckende Zeugnisse von der Verfolgung

der politischen und intellektuellen Elite der Zwischenkriegszeit und dem Leid der zumeist aufgrund irgendwelcher verleumderischen Denunziationen oder vorfabrizierter Beweise in die Gefängnisse Geworfenen zu erhalten. Erst damals wurde es möglich, lange Zeit verheimlichte Wahrheiten auszusprechen, das Elend des sogenannten „vielseitig entwickelten“ Sozialismus zu enthüllen, die Tabus zu beseitigen, die uns den Zugang zur zivilisierten Welt versperrt hatten, und die stalinistische Ideologie zu kritisieren, auf die sich die 40 Jahre totalitärer Tyrannei stützten. Doch von der wiedererlangten Freiheit des Wortes profitierend, traten auf dem Medienmarkt auch viele der ehemaligen Kollaborateure der Diktatur, hohe Würdenträger, Securitateleute, Parteifunktionäre auf, die sich rechtfertigen oder erklären wollten.

Ce a fost. Cum a fost. Paul Cornea în dialog cu Daniel Cristea-Enache
(Was gewesen ist. Wie es gewesen ist. Paul Cornea im Gespräch mit Daniel Cristea-Enache),
Cartea Românească, 2013
ISBN 978-973-23-3050-0
© catalina.staicu@polirom.ro

Auswahlbibliographie

- Noapte bună, copii!* (Gute Nacht, Kinder!), Roman, Polirom, 2010;
Numele mierlei (Der Name der Amsel), Erzählungen, Polirom, 2008;
DEX-ul și sexul (DEX und Sex), Publizistik, Polirom, 2005;
Fairia – o lume îndepărtată (Fairie – eine ferne Welt), Roman, Polirom, 2004;
Românii e deștepți (Die Rumänen sind gescheit), Essays, Polirom, 2004 (zweite Aufl.: 2006);
Adio, adio, patria mea cu î din i, cu â din a (Adio, Adio Vaterland mit î aus i und â aus a), Essays, Polirom, 2003 (zweite Aufl.: 2005);
Despre science fiction (Über Science Fiction), Essay, Omnibooks, 2001 (zweite Aufl.: Tritonic, 2007).

Radu Pavel Gheo

(geb.1969)

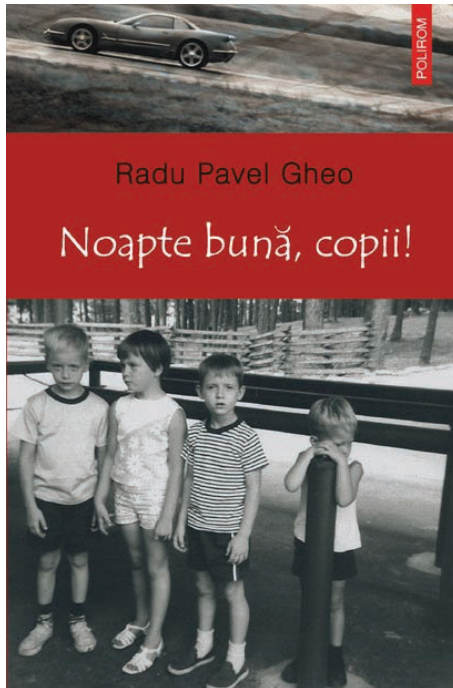


Radu Pavel Gheo ist Verleger und Übersetzer; er hat Kurzprosa veröffentlicht, Essays und Literaturkritik. Er ist an mehreren Prosa- und Essayanthologien in Rumänien beteiligt, und einige seiner Kurzgeschichten wurden ins Französische, Deutsche, Ungarische, Polnische, Serbische und Slowenische übersetzt. 2007 hat er das Theaterstück *Hold-Up Akbar ODER Alle in Amerika* geschrieben, das vom Nationaltheater Timișoara inszeniert wurde. Zusammen mit Dan Lungu hat er den Band *Weggefährtinnen. Die weibliche Erfahrung im Kommunismus* (Polirom, 2008) herausgegeben. Er ist Mitglied des Rumänischen Schriftstellerverbands (2003), des PEN Clubs Rumänien (2004) und Gründungsmitglied der Kulturgesellschaft „Club 8“. Für den Roman *Gute Nacht, Kinder!* erhielt er seitens der Kulturzeitschrift *Tiuk!* den Preis „Roman des Jahres 2010“, den Prosapreis des Schriftstellerverbands für das Jahr 2010, Sektion Timișoara sowie den Nationalen Prosapreis der Zeitung *Ziarul de Iași*, 2011.

Gute Nacht, Kinder! ist der Roman einer Generation, die mit dem Gedanken an die Auswanderung aus dem kommunistischen Rumänien aufgewachsen ist. In mehreren Stimmen geschrieben und mehrere Geschichten über eine befreundete Kinderclique ineinander verwebend, aber auch über die Verheißungen literarischen Ruhmes, pendelt die Narration zwischen Vergangenheit und Gegenwart und umreißt vier parallele Schicksale. Nach Jahren der Emigration in Amerika kehrt Marius, die Hauptperson, zu einer Geschäftsreise nach Rumänien zurück, und zwar in einem roten Chevrolet – einem Traum aus der Jugendzeit. In seinem ehemaligen Heimatland erwarten ihn nicht nur heitere Erinnerungen und die Genugtuung, seinen amerikanischen Erfolg und sein Wohlergehen vorzuführen, sondern auch die Schatten der Vergangenheit. *Gute Nacht, Kinder!* ist eine Reise durch Zeit und Raum durch die finstere Seite von Los Angeles, die Kinderspiele im Banater Dorf der Großeltern, durch ein weiteres Dorf in der Moldau, wo ältere Rechnungen beglichen werden müssen, und durch die literarische Welt von Iași, in der einer der früheren, der letzte noch im Land verbliebene, Gefährten von Marius zu überleben versucht. Ein reifer Roman über die ewige Jugend.

Gute Nacht, Kinder!

Radu Pavel Gheo



Textauszug

DUNKELMAN: ... Nein, nein! Du schreibst, was du willst! Niemand schränkt deine Freiheit ein. Es wäre bloß gut, du wüßtest, was du willst. Freiheit ist Einsicht in die Notwendigkeit (*Dunkelman lacht*). So hat es anscheinend ein Klassiker des Marxismus ausgedrückt. Ich denke, du kennst das Zitat besser als ich. Denk auch du an deinen Leser drüben – in Westeuropa, in Amerika ... Es wird schon werden, wird schon werden! Denk bloß mal nach. Geh in eine Buchhandlung und nimm das Buch eines rumänischen Schriftstellers zur Hand. Dein Buch. Was erwartet er, dort vorzufinden? Abgründige Psychologie? Befragungen zum Schicksal der Menschheit? Die Kritik der gegenwärtigen Gesellschaft? Ein Panorama der modernen Welt? Einen neuen Blick auf den Menschen und den Sinn des Lebens? Mitnichten. Wenn er bloß den Verdacht hat, es könnte sich mit so etwas beschäftigen, legt er es weg und du hast ihn für alle Zeiten verloren. Über diese Dinge schreiben auch seine Leute, die Engländer, Spanier oder Deutschen ... Und zwar seit Jahrhunderten. Eigentlich haben sie dies entdeckt. Wenn du ein Qualitätsprodukt haben möchtest, gehst du zu einem Profi mit Tradition, mit *brand*, nicht zu den chinesischen Handwerkern, die Raubkopien von Edelmarken anfertigen. Nur daß ihr sehr viele weniger seid. Ihr ahmt nach, was sie gemacht haben. Die großen Themen sind Eigentum der großen Kulte. So betrachtet man die Dinge. Kommt dir das ungerecht vor? Mir auch. Aber sag mir dann auch, wann du zum letzten Mal einen Schriftsteller aus Gambia oder aus dem Senegal gelesen hast.

Ich würde an deiner Stelle einen Roman über das, was man von Rumänien weiß, zu schreiben versuchen: Kommunismus, Ceaușescu, Revolution. Ein Thema, das alle wiedererkennen – die hier ebenso wie die dort – und keiner sonst verfügt darüber. Nur ihr. Ich denke, solch ein Buch würde viele interessieren. Und du kannst nicht sagen, es sei kein gutes oder dankbares Thema. Im Gegenteil. Dazu ist es eines, das du kennst. Schließlich hast du ihn erlebt – den Kommunismus. Ja, ich würde bei meinem ersten Buch so vorgehen. Rumänischer Schriftsteller, Ceaușescu, das Leben im Kommunismus ... ein schweres Leben, in dem die Menschen eben aufgrund der Mängel ihre Humanität entdecken. Sie solidarisieren sich untereinander, helfen sich, leben ihre kleinen Freuden, die sie sich in den schweren Jahren von damals erkämpft haben. Ich würde auch eine leichte Dosis Nostalgie einstreuen. Gewiß, nicht nach der Diktatur, sondern nach der menschlichen Solidarität jener Zeiten, nach den Jugendjahren, der Kinderzeit. Ein heiteres Buch wäre besser als ein trauriges – daß du Humor hast, habe ich gemerkt. Es kann auch ironisch sein, aber nicht zu scharf. Und keinesfalls angestrengt. Die Leute haben die harten und anklagenden Bücher satt. Sie lesen nicht, um zu verbittern. Ich habe nicht gesagt, du sollst auf Bestellung schreiben, ich habe dir nur ein paar Ideen geliefert. Bei diesem Thema hast du nicht allzuviel Konkurrenz und kannst dich leichter hervortun. Hast du eine Ahnung, wie viele zig Tausend Bücher jedes Jahr in England erscheinen? Oder in Deutschland? Ceaușescu und der Kommunismus wären deine Marke. Die Verulkung der kommunistischen Diktatur, die jedoch ganz klar als etwas Negatives zu betrachten wäre. Denn wie gesagt, die Übersetzung wird in Amerika erscheinen. Für die Übersetzung ins Französische müßten wir ein paar Retuschen anbringen, denn dort kommt es nicht so gut an, wenn du sagst, das kommunistische System sei böse gewesen. Vielleicht nennst du es Stalinismus und streichst einiges aus der Kritik oder du sagst, das System sei falsch angewandt worden ... nicht? Ja, ich habe auch noch andere. Ich kenne mich aus, glaub mir! Für die Übersetzung ins Ungarische beispielsweise, die ja eure Nachbarn sind, wäre es gut, du fügest einen siebenbürgischen Ungarn ein, einen netten Kerl als Freund der Hauptperson. Für die Deutschen paßt die Figur eines verfolgten Juden recht gut, der sollte arm sein und intelligent. Und so weiter ... ich erkläre es dir.

PAUL (ironisch): Und wie müßte ich für die Engländer schreiben?

DUNKELMAN: Für die Engländer kannst du schreiben, wie du willst. Die sind seltsamer. Bei denen funktioniert überhaupt kein Rezept. Du schreibst, und basta. Aber paß auf, denn eine englische Ausgabe bedeutet auch eine amerikanische, und dort liegen die Dinge anders. Ach, damit ich's nicht vergesse: Benutze bitte nicht zu viele Namen von Musikbands oder Lieder, und auch keine Zitate von wer-weiß-wem, denn in den Staaten müßte ich dafür so viel an Copyrights zahlen, daß es sich nicht lohnen würde. Auch würde ich dir nicht raten, bei den Amerikanern irgendeine sexuelle Verrücktheit anzubringen, etwa so etwas (*er grinst*) von einem Professor, der sich mit einer minderjährigen Schülerin einläßt, denn das wird schon beim ersten Lektorat gestrichen. Dort kam nicht einmal Nabokov auf Anhieb damit durch.

Radu Pavel Gheo:
Noapte bună, copii!
 (Gute Nacht, Kinder!),
 Polirom, 2010
 ISBN 978-973-46-1720-3
 © catalina.staicu@polirom.ro

Auswahlbibliographie

Un om din Est (Ein Mensch aus dem Osten), Roman, Tracus Arte & Noul Scris Românesc, 2010;

Jurnal de bordel (Bordelltagebuch), Publizistik, Seara, 1995;

O sută de ani de zile la Porțile Orientului (Hundert Jahre an den Toren des Orients), Roman, Editura Fundației Culturale Române, 1992 (zweite Aufl.: Polirom, 2007);

Planeta Mediocrilor (Der Planet der Mittelmäßigen), Mini-Roman, Cassandra, 1991 (dritte Aufl.: Polirom, 2008);

Trenul de noapte (Der Nachtzug), Geschichten, Cartea Românească, 1989;

Caravana cinematografică (Die Kinokarawane), Erzählungen, Cartea Românească, 1985.

Ioan Groșan

(geb. 1954)



ist Prosaschriftsteller, Dramatiker und Publizist. Absolvent der Philologischen Fakultät der „Babeș-Bolyai“ Universität in Cluj, war lange Zeit tätig als Lehrer, künstlerischer Direktor des Studios für Filmschaffen beim Kulturministerium (geleitet von Lucian Pintilie) und Redakteur der Zeitschriften *Contrapunct* und *Academia Cașavencu*, zur Zeit ist er regelmäßiger Kommentator und Autor der Tageszeitung *Ziua*. Mitglied im Rumänischen Schriftstellerverband. Ist mit mehreren Preisen und Auszeichnungen bedacht worden. Seine Novellen und Erzählungen sind ins Französische, Deutsche, Ungarische, Polnische, Russische und Vietnamesische übersetzt worden.

Schon seit mehreren Jahren erwartet, und zwar als Wette eines der wichtigsten Autoren erzählender Literatur auf den Roman, wurde *Ein Mensch aus dem Osten* als einer der besten Romane des Jahres 2010 angesehen. Die Welt dieses Buches baut sich rings um etliche Personen auf, die – vor 1989 und im vollen Kommunismus – in einer kleinen siebenbürgischen Provinzstadt leben: erotophile oder von politischen Wünschen umgetriebene Lehrer, Forstingenieure auf der Suche nach der großen Beute, bovarystische Gattinnen und naive Mädchen, sowie ein *insider*-Erzähler von ebenso ätzender wie allwissender Ironie. Ein intertextuell verfahrenender Roman mit Anspielungen und literarischen Referenzen an Kafka und Gombrowicz ebenso wie an Gheorghe Crăciun oder Ștefan Augustin Doinaș, führt dieser Roman eine Spielart des rumänischen Gegenwartsromans fort, in dem Ironie, Humor und pittoreskes Lokalkolorit die wichtigsten Ingredienzien sind.

Textauszug

Ein Mensch aus dem Osten

Ioan Groșan



Und es hatte geklappt, mehr noch, es hatte zu gut geklappt (für ihn eigentlich zu schlecht), denn drei Tage danach erschien das Telegramm zu seiner Verwunderung sogar in der „Scînteia“, gezeichnet: „Wilhelm Schuster, Student im 2. Studienjahr an der Forstwirtschaftlichen Fakultät in Brașov“. Er wußte nicht, wie er sich nun verhalten sollte: Denn in all die schreckliche Scham, dergestalt den Namen der Familie beschädigt zu haben, mischte sich klein, winzig klein, auch ein Gefühl von Stolz, daß von all den Studenten im ganzen Land, die ganz gewiß alle aufgefordert worden waren, Telegramme zu schicken, ausgerechnet er, ausgerechnet sein Text ausgewählt worden war, offenbar hatte er alle Eigenschaften getroffen, die für eine Veröffentlichung im Zentralorgan der Partei von den dafür Verantwortlichen Genossen gefordert wurden. „Auch du frißt Scheiße, Willy?“ – hatte ihn traurig eine Studentin aus dem I. Jahr gefragt, um die er sich zu bemühen begonnen hatte, worauf er mit der Schulter zuckte und nichts zu sagen wußte, als: „Sie haben mich beim Poker erwischt“. Andere aber hatten ihm auf die Schulter geklopft und ihn beglückwünscht: „Bravo, Willy, bist einer von uns!“ Aber die Frohnatur Vasile, fernab einer etwaigen Verärgerung darüber, daß man nicht ihm die Ehre erwiesen hatte, die Huldigung zu verfassen, zwinkerte ihm zu und flüsterte: „Alter, gibst eben ein Stück Joffre aus, n'est ce pas?“. Leute und Leute.

Er aber fühlte sich gefangen. Kaum eine Woche war vergangen, und Genosse Trifu bestellte ihn aufs Neue in sein Büro: Es folgte eine Aussprache über landwirtschaftliche Probleme, und bei der Gelegenheit teilte er ihm beiläufig mit, daß seine Cousine aus Mediaș, Heidi Schuster, die Tochter des größeren Bruders seines Vaters, die Ausreise in die BRD

beantragt hatte. Wieder war er ins Zwischengeschoß hinabgestiegen und hatte, aus der Zeitung „România liberă“ auch diese Aussprache erledigt.

Und er stieg immer wieder ins Zwischengeschoß hinab, und zwar im Rhythmus, den ihm die Unternehmungen des Genossen vorgaben; er schoß hinein, konnte kaum noch mit jenem, der immerzu unterwegs war, Schritt halten. Reiste der Genosse nach Guinea-Bissau? Hopp, war er, Willy, mit dem Telegramm zur Stelle! Unternahm der Genosse einen Arbeitsbesuch im Kreis Timiș? Student Schuster war auf dem Posten. Organisierte der Genosse Märsche für den Weltfrieden? Unsichtbar marschierte, die fertigen Sätze zur Hand, Willy, der Ökologist, Willy, der Pazifist in die Kolonne eingereiht mit. Doch seit einer Weile ging er immer seltener ins Zwischengeschoß hinunter: Er hatte die Anfangsstrukturen und die gestanzten Schlußphrasen auswendig gelernt, so daß ihm die Zeitungen immer weniger nützten, vielleicht aber auch, weil er schließlich gemerkt hatte, daß sämtliche Wortmeldungen der zu den Beratungen Geladenen, bei Kongressen, Plenarsitzungen, alle Telegramme, Huldigungen, sämtliche Zeitungsartikel, ja absolut alle das gleiche ausdrückten, sie alle stützten sich in corpore auf eine Kunst, nämlich auf die Synonymie. Weshalb er sich schleunigst das „Synonymwörterbuch“ von Gh. Bulgăr gekauft hatte, das fortan zu seinem Leib- und Magenbuch wurde, seine fröhliche Bibel. Er nahm sich beispielsweise ein bei vielen Gelegenheiten gerne benutztes Wort vor: *Dankbarkeit* (dem automatisch die Adjektive *lebhaft*, *tiefe*, *uneingeschränkte* u.s.w. beigegeben wurden). Er schlug das Wörterbuch auf und machte das gleiche mit dem Wort *Anerkennung* (selbstverständlich *lebhaft*, *tiefe*, *uneingeschränkte*). *Respekt* zog gnadenlos *Würdigung*, *Ehre*, *Wertschätzung*, *Achtung* nach sich, während auch *Achtung* sich um keinen Deut geringer schätzte und *Eloge*, *Lob*, *Lobpreis*, *Huldigung* in seinen semantischen Kerker beförderte. Gewiß, zum Beweis dafür, daß die Rumänische Sprache des Teufels war, hatte *Ehre* noch ein paar Nebenbedeutungen, die nicht weniger stark waren: *Geschenk*, *Mitbringsel*, *Bakschisch*, *eine Runde schmeißen*, *Aufmerksamkeit*, *Spendieren*. Auch hatte er gehört, daß sogar auf höchster Ebene in Bukarest, beim Zentralkomitee der Partei, beim Zentralkomitee des Kommunistischen Jugendverbands und sogar in den Leitungsstrukturen der Vereinigten Kommunistischen Studentenverbände Rumäniens ganze Gruppen mit Spezialisten zur Wortbildung eingerichtet waren, vermutlich arbeiteten auch diese mit dem Synonymwörterbuch. Und eines Nachts im Städtischen Parteikomitee, als er und die Genossin Weisman bei einer Würdigung der Marokko-Reise des Genossen ins Straucheln gerieten, hatte das alte Fräulein das Kinn in die Hand gestützt und ihn durch den dichten Zigarettenrauch hindurch, der den Raum vernebelte, angeschaut und gesagt: „Mensch Willy, was zum Teufel sind wir denn?“ „Was sollten wir schon sein?“ antwortete er: „*Synonymologen!*“. „Was?!“, hatte die Genossin Weisman gerufen. „Synonymologen, nämlich Spezialisten für Synonyme, ist Ihnen das entgangen?“ Das alte Fräulein war in ein rauhes Lachen ausgebrochen, in das sich ein Husten mischte, dem sie nur entkam, um in ein Taschentuch zu spucken und freundschaftlich zu sagen: „Du bist mir ein Schelm, Willy! Warum haust du nicht ab nach Deutschland? Du könntest bei Free Europe gutes Geld machen“.

Ioan Groșan:

Un om din est

(Ein Mensch aus dem Osten)

Tractus Arte & Noul Scris Românesc, 2010

ISBN 978-973-8126-10-4

© grosanioan@yahoo.com

Auswahlbibliographie

- Viețile paralele* (Parallele Leben), Roman, Cartea Românească, 2012;
Cinci nori colorați pe cerul de răsărit (Fünf farbige Woken am Osthimmel), Roman, Cartea Românească, 2006;
Fenomenul science fiction în cultura postmodernă (Das Science Fiction-Phänomen in der postmodernen Kultur), Essay, Argonaut, 2005 ;
Cruciada copiilor (Der Kinderkreuzzug), Roman, Cartea Românească, 2005;
Chemarea lui Matei (Die Berufung des Matthäus), Roman, 2002 (zweite Aufl.: Cartea Românească, 2008);
Coborîrea de pe cruce (Die Kreuzabnahme), Roman, 2001 (zweite Aufl.: Cartea Românească, 2006).

Florina Ilis

(geb. 1968)



Eine berufene Romanschriftstellerin, gehört Florina Ilis zur Generation jener Prosaschriftsteller, die in den letzten Jahren hervorgetreten ist. Sie debütierte im Jahr 2000 mit dem Haikuband *Haiku și caligrame* (Haikus und Kalligramme), einer originellen Kombination von Poesie und Kalligraphie (Rodica Frențiu hat die Kalligramme beigesteuert), worauf sehr bald zwei Romane folgten. Den Durchbruch brachte ihr der dritte Roman, *Cruciada copiilor* (Der Kinderkreuzzug), der mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet wurde (Buch des Jahres 2005, Prosapreis des Rumänischen Schriftstellerverbandes, „Ion Creangă“-Preis der Rumänischen Akademie, *Courier International*-Preis für das beste fremdsprachige Buch, u.s.w.) und ins Hebräische, Ungarische, Spanische, Italienische und Französische übersetzt wurde. Auch ihr bislang letzter Roman, *Viețile paralele* (Parallele Leben), ist mit mehreren Preisen bedacht worden: „Liviu Rebreanu“-Preis des Rumänischen Schriftstellerverbandes – Sektion Cluj, dem Preis für „den besten rumänischen Roman“ des Jahres 2012, verliehen im Rahmen des Kolloquiums zum rumänischen Gegenwartsroman, VI. Folge, dem Prosapreis des Rumänischen Schriftstellerverbandes für das Jahr 2012, dem Nationalen Preis der Zeitung *Ziarul de Iași*, dem Preis Radio România Cultural in der Prosasparte. Sie ist Mitglied des Rumänischen Schriftstellerverbandes.

Photo © Petruț Călinescu

Parallele Leben

Florina Ilis



Florina Ilis rekonstruiert in einem Dokumentar-Roman, der die Gesetze der Zeit souverän mißachtet, eine Zeitspanne von über 150 Jahren der Existenz von Mihai Eminescu, des romantischen rumänischen Dichters, und zwar so, wie dessen Leben gelebt, verzeichnet, idealisiert und immaginiert wurde. Leben, Krankheit und Tod des Dichters liefern in Rumänien bis auf den heutigen Tag den Stoff für Diskussionen, unbeantwortbare Fragen und Konspirationstheorien. Bei ihrem dramatischen Bemühen, sich der Wahrheit anzunähern, greift Florina Ilis auf zahlreiche authentische Dokumente zurück, medizinische Behandlungsakten, apokryphe Quellen, Tagebücher, urbane Legenden, Zeugnisse der Zeitgenossen, Korrespondenzen, Manuskripte, Akten und Spitzelberichte der Siguranța und der Securitate, heftige Diskussionen in Kulturzeitschriften, Tageszeitungen und in Blogs. Ein poetisches Genie wie Eminescu, dessen „parallele Leben“ – so real sie historisch auch sind, so metaphysisch werden sie geträumt – ineins münden mit dem modernen Rumänien, solch ein Genie verlangte nach eine Zugriff, der seiner Bedeutung entspricht und der über die Epochengrenzen hinaus, wie in einer nationalen Metempsychose, die Archivbestände einer alterslosen „politischen Polizei“ sich erträumen kann.

Textauszug

Die Frau in der Kutsche zieht sich zurück auf die weiche Stitzbank. Es fällt ihr schwer, zum Schlachtfeld hinzuschauen. Eine Träne wie ein Tautropfen löst sich aus ihrem linken Augenwinkel. Sie wischt sie nicht weg. Ihre Kühle über der heißen Wange tut ihr gut. Dann, von einem leicht verständlichen Impuls gesteuert, beugt sie sich wieder hinab zum Fenster der Kutsche. Ihren halb offenen, bebenden Lippen entweicht ein Dunst. In der schneidenden Kälte tränen ihr die Augen. Sie sieht die beiden Männer, wie sie mit dem Duellrichter sprechen. Beide schütteln sie den Kopf, weisen sie den Versöhnungsvorschlag ab. Ach!, flüstert die Frau. Der Szene folgend, beobachtet sie von weitem, wie sie sich kurz die Hände reichen und, nachdem sie sich einen Moment lang in die Augen geschaut haben, sich gegenseitig den Rücken zukehren. Sie nehmen die regelkonforme Haltung ein. Worauf man die wie ein verlöschtes Echo in der vereisten Stille des Waldes klingende Stimme des Sekundanten vernahm, der abgehackt zu zählen beginnt. Der Zählkadenz folgend, entfernen sich Caragiale und Eminescu voneinander in entgegengesetzte

Richtungen. Die Augenblicke, bis die beiden stehen bleiben, kommen der Frau in der Kutsche wie eine Ewigkeit vor. Eine gewaltige und weiße Stille hatte sich über die Welt und ihre Dinge herabgelassen und alles zum Bild einer rohen und verstörenden Schönheit erstarren lassen. Da die beiden Männer durch die dünne Schneeschicht schreiten, ist nichts außer dem Schnee unter den Sohlen der beiden Duellanten zu hören, seine zarte und schier ertastbare Fragilität, die sich mit einem grausigen Knirschen vollzieht, verstärkt noch von schmerzhaften Echos im großen, ja immensen Schweigen des Waldes. Schwarze Vögel mit weitgespannten Flügeln kreisen im trüben Himmel. Ab und zu hört man den spitzen Schrei eines Wildtiers die glasige Luft durchschneiden. Gerne wäre die Frau in der Kutsche hingerannt zu den beiden Duellanten und hätte ihnen Einhalt geboten, im Grunde verdiente keiner von ihnen, für eine derart bedeutungslose Angelegenheit, sein Leben zu lassen, aber etwas, das stärker war als sie (die Hand des Schicksals, die sich mächtig um ihre rechte Hand gelegt hatte, mit der sie die Klinke des Verschlags ergriffen hatte), hielt sie zurück. Dann, in dem immensen und bläulichen Schweigen (Veronica hatte das Wort *bläulich* als sehr poetisch empfunden), waren beinahe gleichzeitig zwei Pistolenschüsse zu hören. Bedingung des Duells war, daß bei Bedarf drei Schußwechsel zu erfolgen hätten. Ein kalter Schauer durchzog ihr Herz. Aber die Schüsse setzten sich nicht fort, sondern sie nahmen zu (überschritten zahlenmäßig die *drei* regelkonformen Kugeln), ihr kam es vor, als wendeten sie sich gegen die Stelle, an der sie ihre Kutsche hatte anhalten lassen, und schlugen in kurzen Intervallen an ihr Fensterchen. Wiederum zog sie sich in den Hintergrund der Kutsche zurück und fragte sich verwundert, warum die Kugeln nicht durch das Fensterchen schlagen, sondern auf derart seltsame Weise mit durchdringendem Lärm auf dieses Glasauge treffen.

Nach einer Weile erst begriff sie, daß dieser beharrliche Lärm nicht von Schüssen oder Kugeln herrührte, sondern von einem Steinchenregen, der an das Fenster jenes Raumes schlug, in dem sie sich niedergelegt hatte. Sie erhob sich aus dem Bett und näherte sich gemächlich dem Fenster. Licht entzündete sie keines. Schob nur ganz leicht die Vorhänge beiseite. Ganz nahe an ihrem Fenster, nur zwei bis drei Meter entfernt, konnte sie unten hinter dem Zaun die wohlbekannt Silhouette eines Mannes erspähen. Dieser lächelte ihr bittend zu. Caragiale war es! Er machte eine sehr komische Mine. Die Hände hatte er in der Art eines flehenden Gebetes gefaltet, aber sein ironischer Gesichtsausdruck verlieh im, entgegen seiner Gebärde eines bittenden Liebenden, eine leicht höhnische Note (wozu auch der etwas in den Nacken gerückte Hut auf seinem Kopfe beitrug). Veronica wußte nicht, ob er dergestalt über sich selbst lachte, über sie oder die von ihm geschaffene Situation. Einen Augenblick lang packte sie Mitleid (Der Arme! Vielleicht leidest er!) und dachte daran, ihn hereinzulassen. Sollte sie ihm etwa das Fenster öffnen?

Sie hatte das recht hohe Erdgeschloß vergessen, aber dieser unbedachte Gedanke verlockte sie und entfachte einen süßen Schauer in ihrem Herzen. Ah!, ah! Dann zuckte sie zusammen, schämte sich ihrer eigenen Verwegenheit und wie ein junges Mädchen, das überraschend von einer unwiderstehlichen Pubertät in Gestalt eines Geistes gepackt wird, zog sie sich furchtsam zurück. Was für ein Einfall! Der Schauer im Herzen verlosch ebenso schnell wie er gekommen war, und da sie sich die Enttäuschung vorstellte, die sie ganz gewiß erlebt, wenn sie Caragiale einzutreten erlaubt hätte, war sie zufrieden mit sich und ihrer Kraft, der Verlockung zu widerstehen.

Geschweige den, daß sie dem Dramatiker die Unterbrechung ihres poetischen Traumes mit der Folge, daß sie den schönsten Teil der Gesichte verpaßt hatte, nicht nachsehen konnte. Empört zog sie die Vorhänge zu und schlüpfte ins Bett. Lass ihn doch erfrieren!, sagte sie sich und kuschelte sich in die Decke. Dann aber, aus leicht bei einer rätselschaffenen Seele nachvollziehbaren inneren Bedürfnissen heraus, durchschloß sie ein schrecklicher Gedanke: Was, wenn er Eminescu erschossen hat und jetzt gekommen ist, um Vergebung zu bitten? Erschrocken, horchte sie

gespannt, aber der Steinchenregen am Fenster hatte aufgehört. Ganz langsam und auf Zehenspitzen ging sie ans Fenster, aber nach allem, was sie bei der draußen herrschenden Finsternis erkennen konnte, war Caragiale gegangen. Es kann nicht sein, flüsterte sich Veronica selbst zu und vertrieb damit den verrückten Gedanken, Eminescu ist in Bukarest! Schließlich schlief sie ein und träumte sich in seine Arme (in ihrem Traum, glichen sich die beiden Männer auf schlagende Weise).

Auswahlbibliographie

- Amorțire* (Erstarrung), Roman, Polirom, 2013;
Lampa cu căciulă (Lampe mit Mütze), Erzählungen, Polirom, 2009;
Trimisul nostru special (Unser Sondergesandter) Roman, Polirom, Iași, 2005;
Ce se știe despre ursul panda (Was man über den Pandabären weiß), Roman, Polirom, 2003;
Cuiburi de vîsc (Mispelnester), Erzählungen, Outopos, Iași, 2000.

Florin Lăzărescu

(geb. 1974)



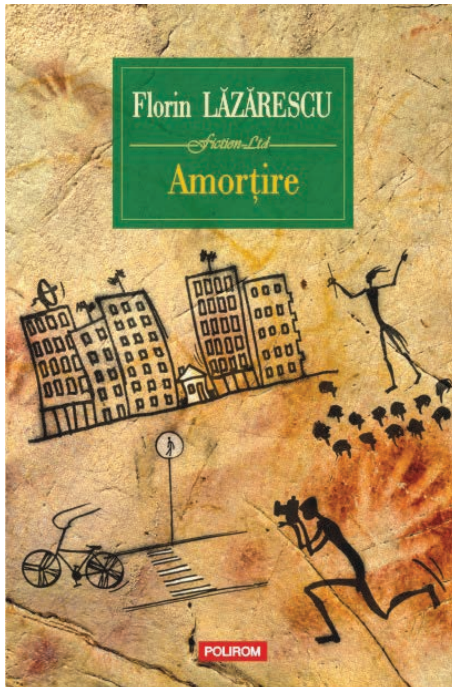
Photo © Mircea Struțeanu

Florin Lăzărescu ist Prosaautor, Publizist und Drehbuchautor. Er debütierte im Jahr 2000 mit einem Erzählungsband, und 2003 veröffentlichte er einen Band in elektronischer Form im Liternet-Verlag: *Șase moduri de a-ți aminti und cal sau șase povestiri* (Sechs Weisen, sich an ein Pferd zu erinnern Oder sechs Geschichten). Er war mit seinem Kurzfilm *Lampa cu căciulă* (Lampe mit Mütze) der Gewinner eines 2005 vom Nationalen Kinematographie-Zentrum ausgeschriebenen Kurzfilmwettbewerbs. Zusammen mit Lucian Dan Teodorovici hat er die Drehbücher für die acht Folgen der Fernsehserie *Animat Planet Show* (eine Zeichentrick-Parodie) geschrieben. Mit dem Roman *Trimisul nostru special* (Unser Sondergesandter) hat Florin Lăzărescu den dritten Preis beim Wettbewerb „Großer Preis für osteuropäische Literatur“ gewonnen.

Zum ersten Mal schreibt Florin Lăzărescu über einen *Zustand*: den einer Person, die um jeden Preis ein Buch schreiben will, aber auch den ihrer Umgebung. Die Personen seines Romans, Einwohner eines kleinen Provinzstädtchens, kämpfen gegen einen seltsamen, mitunter physischen (Erstarrung der Beine, Panikattacken) dann aber auch offenbar moralischen Zustand (Faulheit, Depression, Willenlosigkeit). Als Metapher für die erstarrte Veränderung ihrer Verhältnisse, der abgebrochenen Transformationsprozesse, kann die Erstarrung ein erstes Symptom des Alterns (wie der Gedächtnisverlust im Falle einer Alzheimererkrankung) aber auch ein allgemeineres Zeichen der intellektuellen Stagnation sein. „Erstarrung“ erzählt eigentlich vom Scheitern, aber dies geschieht mit einer Energie und einem Humor, die ihresgleichen suchen.

Erstarrung

Florin Lăzărescu



Textauszug

„Gewiß hat der Erfahrung mit den Frauen“, sagt sich Evghenie, während er sich mit seiner Schubkarre von Tonne entfernt. „Er wird schon wissen, was er sagt, wenn er mir rät, ihnen nicht zu vertrauen.“

Nach zwei Stunden hat Evghenie den Platz im Keller gereinigt. Er bringt die Schubkarre und die Spitzhacke zurück an ihren Platz. Greift sich einen Besen und fegt die Reste zusammen.

– Valeria, ich werde von nun an keine Bücher mehr verkaufen. Ich werde das Antiquariat aufgeben, sagt Evghenie entschieden, als sie nachsehen kommt, wie die Sache läuft.

Madame Stoian schaut ihm zu, wie er den nunmehr leeren Platz fegt, an dem sich die Bücher befunden hatten.

– Und was wirst du von jetzt an tun? Fängst du wieder an, Schnecken zu züchten?

Madame Stoian verfügte über eine schneidende Ironie? Eine der wenigen Personen, die Evghenie sprachlos machten.

Valeria kannte diese Geschichte von ihm selbst: Nach dem Studium war das erste Geschäft, das er sich vorgestellt hatte, eine Schneckenfarm auf dem Lande, im Dorf seiner Eltern. Wiewohl er sich damit allen zum Gespött anbot, wuchsen die Schnecken ganz wunderbar. Er hatte auch Zwischenhändler dafür gefunden. Ein sicheres Geschäft. Nur daß eines Tages, als er in die Stadt gefahren war und die Obhut über die Schnecken seiner Mutter übertragen hatte, diese die Tür hat offenstehen lassen und alle abgehauen sind. Nun ja, sie sind nicht davongerannt. In ihrem

gemächlichen Rhythmus sind sie nach hinaus und haben sich überall über den Hauswänden verstreut. Und da muß es noch einen Grund gegeben haben, nicht bloß die offene Tür, weshalb sie allesamt so auf einmal und ohne davor auch nur das geringste Anzeichen für solch eine Absicht erkennen gegeben zu haben, davongezogen sind. Den aber hat er nie entdeckt. Und das Geschäft noch einmal von vorne beginnen, wollte er nun nicht mehr.

Evghenie war ein paar Sekunden lang sprachlos.

– Ich habe dir doch gesagt, daß ich an einem Buch arbeite ... Ich werde ein richtiger Schriftsteller sein.

Madame Stoican lacht ungläubig.

– Ja, ja. Das wirst du ... Du mußt unbedingt ein Buch veröffentlichen ... Und ich werde nach Papua Neuguinea reisen und will es bis dahin sehen.

Ein großes Problem. Und nicht allein mit Madame Stoican.

Es ist ein halbes Leben her, daß er versprochen hatte, ein Buch zu schreiben, und er hat es nicht getan. Die Seinen – Verwandte, verschiedene Freund, auch Gelegenheitsbekanntschaften – hatten es stets erwartet, als hätte es ihnen etwas nützen, als hätte es eines ihrer Probleme lösen können. Weil er einen großen Teil seines Lebens unter Büchern zugebracht hatte, war Evghenie der Meinung, die ihm auch sein guter Freund Cazimir vermittelt hatte, ein Buch erledige überhaupt nichts. Auch tausend Bücher können nichts bewirken. Oder, nun ja, Bücher haben mitnichten die Bedeutung, die manch einer ihnen zuzuschreiben vorgibt.

Die Schriftsteller von heute, hatte ihn Cazimir noch belehrt, sind ein Haufen überheblicher Wichtigtuer, die sich in zwei Kategorien aufteilen lassen: Narzisten und Geschäftemacher. Erstere geben sich der Illusion hin, es interessiere sich noch jemand für ihre Dramen, Freuden, Erfahrungen und ihre geringfügigen stilistischen Meisterstücke, daß sie tatsächlich jemand verstehen kann oder will. Die Geschäftemacher erkunden kaltblütig die Anforderungen des Marktes und schaffen aus exotischen Regionen einer fragwürdigen Imagination mittels ihrer Wörterkarawane Tausende kleine Schweinereien für ihre besinnungslose Kundschaft herbei – billige Spiegel, Glasperlen und knallig bunte Bänder –, denn die verwechseln die Literatur mit Zerstreung, schlucken alles, was man ihnen anbietet, wenn es einem gelingt, die Ware passend zu verpacken und ausreichend dafür zu trommeln.

Der überwiegende Teil der Kritik besteht aus gescheiterten Schriftstellern, die alles aus der Perspektive dessen beurteilen, was sie selber hätten schreiben wollen, wozu sie jedoch nie den Mut hatten. Sie nehmen die neue Literatur über den Daumen und fischen „Symbole“ oder „Strukturen“ heraus, um diese anhand eines Systems zu analysieren, das sie in ihrer Doktorarbeit aufgestellt hatten, sie verharmlosen die Konzepte, indem sie mit der Grazie einer gestiefelten Giraffe die Theorien von Genette und das, was sie so von Tarantinos Visionen über den Film begriffen haben, in den gleichen Topf verrühren.

So gut wie alle Verleger, wiederum Gescheiterte, die an den Maisbrei-Resten herumknabbern, nachdem die wirklichen Geschäftsleute zu bequem waren, diese Stellen sauber zu fegen. Fragt man sie, so merkt man, daß sie keinerlei Unterschied machen zwischen dem Verkauf von Keksen und dem von Literatur. Sie geben immerzu vor, zu wissen, „was sich verkauft“, aber sie verstehen nicht, was sie verkaufen.

Die Gegenwartsliteratur – hat ihm Cazimir noch anvertraut – ist schließlich nichts als ein Karren, an dem viele Ochsen in alle möglichen Richtungen ziehen, ohne sich jemals wahrhaftig um die Ladung zu kümmern. Für wen solltest du schreiben, selbst wenn du etwas Authentisches zu sagen hättest? Und wozu sollte ein Buch mehr gut sein?

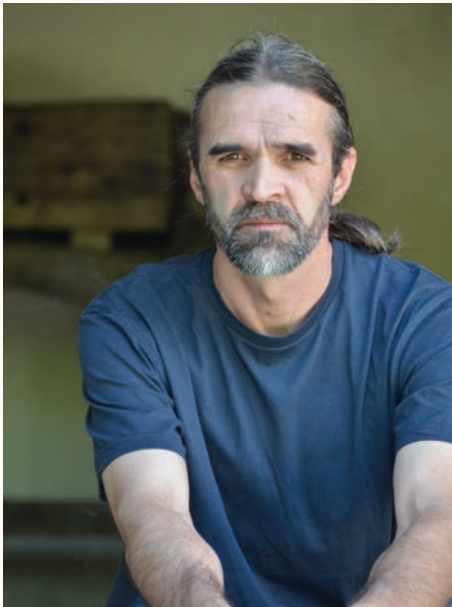
Evghenie vermutete, daß alles, was man schreiben konnte, geschrieben war. Und andere hatten dies sehr viel besser getan. Er selbst hatte nicht recht etwas zu erzählen, und wenn er tatsächlich ehrlich war, hatte er auch nie diesen Impuls. Seine Sinnestrübung reichte ihm. Außerdem hielt er sich für klug genug, sich jemals, und sei es nur eine Sekunde lang, für genial gehalten zu haben. Aber um sich ernsthaft dem Schreiben zu widmen, muß man naiv genug sein, sich, und sei es nur eine Sekunde, für genial zu halten. Und bei alledem hatte er den Eindruck, es sei an der Zeit, ein Buch zu veröffentlichen.

Auswahlbibliographie

- Lunetistul* (Der Scharfschütze), Roman, Polirom, 2013;
La două zile distanță (Im Abstand von zwei Tagen), Gedichte, Charmides, 2011;
Apropierea (Die Annäherung), Roman, Cartea Românească, 2010;
Cartea tuturor intențiilor (Das Buch aller Absichten), Roman, Vinea, 2006 (2. Aufl.: Cartea Românească, 2008);
Zborul femeii pe deasupra bărbatului (Der Flug der Frau über dem Mann), Gedichte, Eikon 2004;

Marin Mălaicu-Hondrari

(geb. 1971)



Dichter, Prosaautor und Übersetzer, gehört Marin Mălaicu-Hondrari in der rumänischen Literatur zu den seltenen Fällen des „genuinen“ Schriftstellers, der sich seiner Aufgabe stellt, ohne sie zu theoretisieren. Nach mehreren Jahren in Spanien, wo er die Sprache gelernt hat und mit der spanischen Literatur in Kontakt getreten ist (gleichzeitig hat er als Wächter, Chauffeur und Gärtnergehilfe gearbeitet), sollte er Bücher von Mario Vargas Llosa, Julio Cortázar, Cave Santos und Luis Landero ins Rumänische übersetzen. Für sein erstes eigenes Buch „Der Flug der Frau über dem Mann“ erhielt er den Debütpreis des Rumänischen Schriftstellerverbands (Sektion Cluj). Für den Gedichtband „Im Abstand von zwei Tagen“ wurde er mit dem Preis der Zeitschriften *Poesis Internatinal* und *Transilvania* ausgezeichnet. Für die Zeitschrift *LiTerra* übersetzte er Gedichte aus dem Spanischen. Sein Roman „Die Annäherung“ wird z.Z. verfilmt.

Photo © Karina Ciurus Wachter

Der Scharfschütze

Marin Mălaicu-Hondrari



Der Roman erzählt vor dem literarischen Hintergrund der Bücher des chilenischen Schriftstellers Roberto Bolaño eine rumänische Liebesgeschichte. In einer Stadt in Siebenbürgen taucht eine mysteriöse Familie auf, was die Schicksale von Cristina und Constantin, zweier verliebten Jugendlichen mit leidenschaftlichem Interesse an der Literatur, von Grund auf ändert. Sie heiratet Jim, den Sohn der Neuankömmlinge, und Constantin wird Söldner und verdingt sich anschließend privaten Auftraggebern als Scharfschütze. Ihre Jugendbeziehung aber verfolgt sie, wiewohl sie unterschiedliche Wege eingeschlagen hatten. Dank Carlos, eines armen Waisenkindes, das Cristina adoptiert hatte, begegnen sich die beiden wieder. Mit den Jahren ist aus dem Waisenkind nämlich ein berühmter Schriftsteller geworden, der nunmehr für Constantin zum Zielobjekt geworden ist. Cristina zuliebe warnt Constantin Carlos vor der ihm drohenden Gefahr. Als er Carlos' Bücher liest, gewinnt der Söldner eine Vorstellung davon, was hinter dem Mordauftrag stecken könnte. Und seine Annahmen werden bestätigt. Ein literarischer Pseudothriller, in dem sich das wirkliche Rätsel anscheinend in und aus der Literatur ergibt.

Textauszug

Ofelias Mutter ist Lehrerin gewesen, nun war sie taub und sagte, sie sei aufgrund der unzähligen Jahre, in denen sie den Lärm in den Schulklassen hatte ertragen müssen, ertaubt, aber sie, Ofelia, hat mir gesagt, das sei nicht wahr, sie sei wegen des vielen Trinkens taub geworden. Als ich sie fragte, woher sie dies wisse, sagte sie, von ihrem Vater, der sich mit der Schreinerei beschäftigt hatte, bevor er sich die rechte Hand verstümmelte. Auch ihn hatte das Trinken zum Unmenschen gemacht, sagte Ofelia, und als ich sie fragte, woher sie nun dies wieder wisse, sagte sie, von ihrer Mutter, die gesagt habe, er habe so lange getrunken, bis er nicht mehr gut sehen können, und anstatt das Brett durchzusägen, habe er sich die Finger abgesägt. So waren Ofelias Eltern, und in ihrem Haus ging das Licht niemals ganz aus, was mich wiederum freute, denn manchmal, nachts, wenn bei mir zu Hause alle weg waren, schlich ich mich aus dem Haus und sah noch Licht im Fenster zum Park hin, ich setzte mich in der Hoffnung auf die Lauer, Ofelia erblicken zu können, und manchmal hatte ich sogar das Glück, durch das eingestaubte Fensterglas ihr sommersprossiges Gesicht und ihre blonde Mähne zu sehen.

Ofelia hatte ich stets barfuß durch unsere Straße gehen gesehen. Jeden zweiten Tag ging sie bei einer Nachbarin von uns Milch kaufen. Ich fragte sie, warum sie barfuß gehe, und sie sagte, daß man sich um die Füße nicht kümmern müsse. Ich dachte mir, daß auch sie von ihren Eltern dafür getadelt wird, daß sie ihre Schuhe viel zu schnell ruiniert. Dann lud ich sie ein, mit den Kindern aus unserer Straße Fußball zu spielen, und sie kam ein paar Mal, und jedesmal endete es damit, daß ich mit ihr allein war, eigentlich wünschte ich mir dies am meisten, und wir spielten nicht einmal mehr Fußball, wir trafen uns und spielten unser eigenes Spiel. Eines Winters lehrte Ofelia mich das Trink-Spiel. Sie kam mit einer Flasche und zwei Schnapsgläschen und wir gingen hinter den Bahnhof, füllten Schnee in die Flasche und warteten, daß er schmolz. Dann gossen wir uns etwas in die Gläschen und tranken, worauf wir laut zu reden begannen und torkelnd weitergingen. Und ich habe ihr das Streit-Spiel beigebracht. Sie war die Mutter und ich der Vater, und sie schimpfte mit mir, weil ich nicht genug Holz geschnitten oder das Geld versoffen hatte, und ich mußte sie anbrüllen und ihr mit dem Handrücken eine runterhauen, und das ärgerte Ofelia, so daß sie nicht mehr mit mir redete, und einmal habe ich sie vielleicht zu hart getroffen, denn sie begann zu weinen, und dann wußte ich nicht mehr, wie man das Spiel fortsetzen könnte, und ging nach Hause.

In den zwei Jahren, als sie meine beste Freundin war, eigentlich meine einzige Freundin, haben wir die beiden Spiele, die nur wir allein spielten, unzählige Male wiederholt. Wenn wir nicht spielten, liefen wir in den Bergen herum, sie stets barfuß, vom frühen Frühling bis spät in den Herbst hinein, wenn schon dichter Rauhreif lag. Im Juni ernährten wir uns von Mirabellen, im Sommer von Weichseln, Sommeräpfeln, im Juli auch von Erdbeeren, von Kirschen und Birnen im August, von Pflaumen, Trauben und in der Glut gegarten Kartoffeln im September und von Nüssen im Oktober, und alles war gestohlen.

Wenn es regnete, verbargen wir uns manchmal in unserem Hof unter der Treppe zum Hauseingang, wir hockten dort wie die Hühner im Staub, Ofelia streckte die Beine hinaus und ließ sie vom Regen waschen und ihre Kratzer darauf hervortreten.

Einmal, in den Sommerferien, lud sie mich zu ihnen nach Hause ein, und wir stiegen auf den Dachboden, gingen zwischen leeren Flaschen und alten Kleidern hindurch und fanden in irgendeiner Ecke ein paar Nüsse, aber alle waren sie vertrocknet, und aus einer Nußschale machten wir ein Boot, mit dem wir auf der Someş davonfuhren. Diese Someş war der aus einer Kirsche gepreßte Saft, etwa zwei Zentimeter breit und lang sowie zwei Millimeter tief, und wir strandeten auf einer öden Insel, auf der wir starben. Und wir verweilten so, tot, wie wir waren, bis zum Abend, als Ofelia fragte, ob ich mich vor Spinnen fürchte, und ich sagte, daß ich mich nicht fürchte, worauf sie mich bat, ihr zu helfen, ein paar Fliegen zu fangen, und wir fingen vier, dann hat sie die Fliegen je einzeln genommen und in ein Spinnennetz geworfen. Sie sagte, wenn wir die Spinne ernährten, würde diese uns ein Netz bauen, groß wie eine Hängematte, in der wir uns den ganzen Tag über wiegen könnten, auch wir würden uns dann von Fliegen ernähren und niemals mehr in die Schule gehen müssen. Dann fragte sie mich, ob ich ihr Freund sein möchte, und ich sagte ja, aber ich wußte nicht so recht, was ein Freund tun müsse, und sie sagte, Freund und Freundin warten aufeinander, wenn sie von der Schule kommen, und gehen an den Hauswänden entlang und reden in Fremdsprachen, und er darf nicht weinen und weicht niemals von ihrer Seite, während sie ihn an der Hand führt wie ein blindes Hündchen. Ich sagte zu ihr, daß ich niemals weinen und niemals von ihrer Seite weichen werde, und dann nahm sie meine Hand und wir verweilten so, Hand in Hand, tot, während ihre bevorzugte Spinne die Fliegen auffraß und an unserer Hängematte arbeitete.

All dies ging in einer Nacht zu Ende, als ihr Haus abbrannte und Ofelia mit ihren Eltern in ein anderes Dorf umziehen mußte, ins Haus der Großeltern.

Ich habe sie erst nach sehr vielen Jahren wiedergesehen, sie trug Schuhe, und keiner von uns hat auch nur ein Wort über unsere Spiele verloren, denn nun tranken wir beide und zankten uns, aber nicht im Spiel, und wir waren keine Freunde mehr, denn ich hatte in der Zwischenzeit viel geweint und war von ihrer Seite gewichen.

Auswahlbibliographie

Exerciții de supraviețuire (Überlebensübungen), Essays/Publizistik, Polirom, 2010;
Recursul la memorie. Convorbiri cu Daniel Cristea-Enache (Rückgriff auf das Gedächtnis. Gespräche mit Daniel Cristea-Enache), Polirom, 2003;
Vina tragică. Tragicii greci, Shakespeare, Dostoievski, Kafka (Tragische Schuld. Die griechischen Tragödiendichter, Shakespeare, Dostojewski, Kafka), Essay, Cartea Românească, 1978 (zweite Aufl.: Polirom, 2001; dritte Aufl.: 2013);
Linia vieții (Die Lebenslinie), Gedichtanthologie, Polirom, 1999;
Cronica melancoliei (Chronik der Melancholie), Essays/Publizistik, Editura Enciclopedică, 1998;
Călătorie spre mine însămi (Die Reise zu mir selbst), Essays/Publizistik, Cartea Românească, 1987 (zweite Aufl.: Polirom, 2000);

Ileana Mălăncioiu

(geb. 1940)



Urcarea muntelui (Bergbesteigung), Gedichte, Albatros, 1985;
Sora mea de dincolo (Meine Schwester von drüben), Gedichte, Cartea Românească, 1980;
Crini pentru domnișoara mireasă (Lilien für Fräulein Braut), Gedichte, Cartea Românească, 1973 (zweite Aufl.: 2011);
Inima reginei (Das Herz der Königin), Eminescu, 1971.

Ileana Mălăncioiu ist eine der tiefgründigsten Dichterinnen der Gegenwart und eine höchst angesehene Essayistin. Sie hat an der Universität Bukarest Philosophie studiert und 1975 mit einer Arbeit über das Tragische den Dokortitel erworben. Sie war Redakteurin beim rumänischen Fernsehen, bei der Zeitschrift *Argeș*, beim Filmstudio Animafilm und bei der Zeitschrift *Viața Românească*. Bücher von ihr sind ins Französische, Englische und Schwedische übersetzt. Mehrfach hat sie den Preis des Schriftstellerverbandes erhalten, sowohl für Gedichtbände wie für Essaybücher und Publizistik. Für ihr gesamtes Schaffen wurden ihr der Nationale Preis „Mihai Eminescu“, der Große Preis für Poesie „Lucian Blaga“, der ALIA-Preis (der Zeitschrift *Adevărul literar și artistic*) sowie der Nationalpreis für Literatur des Rumänischen Schriftstellerverbandes verliehen. Im Jahre 2009 erhielt sie den Großen Preis Prometheus für ihr Gesamtwerk. Seit März 2013 ist sie korrespondierendes Mitglied der Rumänischen Akademie.

Von der Prämisse ausgehend, daß „das Tragische keine ästhetische sondern eine umfassendere Kategorie des Geistes sei, daß der Raum, in dem es sich niederschlägt auch das reale Leben, die Erkenntnis und die tragische Kunst umfaßt“, stellt Ileana Mălăncioiu überraschende Verbindungslinien zwischen berühmten Personen – literarischen wie realen – aus unterschiedlichen Zeitaltern fest. Der von Kafka entworfene Prozeß führt sie gedanklich zu Dostojewskis tatsächlichem Prozeß sowie zu den Prozessen seiner Helden, die sie zu Hamlet weiterführen, der sie seinerseits an Ödipus erinnert. Ebenso spürt sie Ähnlichkeiten zwischen der Revolte des Iwan Karamasow mit Hiobs Revolte und der des tragisch endenden Pentheus fest, und die Formel „alles ist erlaubt“ der Dostojewskischen Nihilisten erscheint

ihr aufs engste mit dem Mythos vom Sündenfall verbunden. Ödipus, Antigone, Hamlet, Prinz Myschkin, Joseph K. – alle werden sie herausgefordert durch entgegengesetzte Mächte und können nur tragisch enden.

Tragische Schuld. Die griechischen Tragödiendichter, Shakespeare, Dostojewski, Kafka

Ileana Mălăncioiu

POLIFON
eoeu
Ileana
MĂLĂNCIOIU

Vina tragică

Tragicii greci • Shakespeare • Dostojewski • Kafka



Textauszug

Warum leiden die Kinder, fragt sich Iwan Karamasow. Warum leidet Orestes, unschuldig wie ein Kind; trotz seiner Geburt durch der Hybris verfallene Eltern und seiner schicksalhaften Bestimmung zum Rächer können wir diese Frage weiterspinnen. Warum leidet König Ödipus, unschuldig auch er, selbst dann noch, als er das Rätsel der Sphinx gelöst, das Gute und das Böse durchlebt hat, ohne sie zu unterscheiden. Warum leidet Cordelia, wiewohl sie doch die Güte und Moralität selbst vertritt. Warum leidet Prinz Myschkin, obwohl er durch seine Vornehmheit und Güte sich der Figur des armen Ritters assimiliert und dem christlichen Modell folgt. Warum leidet Joseph K. mehr als er es verdiente unter der unbewußt erworbenen Schuld, die er sich vergeblich anzunehmen bemüht, um den Sinn des Lebens wieder zu erlangen. Warum hat Hiob gelitten, da er doch der gottesfürchtigste und treueste Diener Gottes war. Warum gibt es das Leid?

Sowohl Karamasows Fragen als auch die der anderen, die gegen eine Ordnung aufbegehren, welche sich auf das Leid Unschuldiger stützt, waren schon vom unglückseligen Hiob gestellt worden, von dem, wie es im *Alten Testament* heißt, Gott selbst sagt, „es ist seinesgleichen nicht im Lande, schlecht und recht, gottesfürchtig und meidet das Böse“.

Um das Wesen des Tragischen zu verstehen, muß man das *Buch Hiob* ebenso analysieren wie jedes andere Buch, man muß vom schreienden Unrecht ausgehen, das Gott seinem treuesten Untertan zufügt, und von den Fragen, die dieser während seines Aufbegehrens stellt. Mit anderen

Worten, begonnen müssen wir damit, daß wir uns des unbegründeten Leids vergewissern, dem Hiob zur Prüfung seines Glaubens unterworfen wird, und zwar noch bevor sich darin auch nur der geringste Riß gezeigt hätte.

Und wir werden von allem Anfang an feststellen, daß Hiobs Gott ebenso wie Pentheus' Zeus, nicht aus einer ethisch-rationalistischen Perspektive begriffen werden können. Gott ist so, wie er selbst es sein will, das heißt, er kann gut und gerecht sein aber genauso gut auch zu einem eifersüchtigen, launenhaften und ungerechten Herrn werden. Er kann nicht mit Hilfe des Verstandes begriffen werden, sondern allein mit der des Herzens.

Aber analysieren wir *Das Buch Hiob* wie jeden anderen tragischen Mythos. Betrachten wir es also nicht von seinem tröstlichen Ende her, sondern verfolgen wir aufmerksam, *was geschieht*. Erst einmal die unbegründeten Versuchungen, denen Gott ihn, seinen treuesten Untertan (durch Satan angestiftet) aussetzt. Dann Hiobs Versöhnung mit Gott – und damit auch mit dessen Ordnung, in der das Leid Unschuldiger möglich ist.

Wir werden feststellen, daß Hiob standhaft allen Versuchungen widersteht, die aus dem Verlust äußerlicher Dinge bestanden. Als man ihm ungerechter Weise alles genommen hatte, was er besaß, betete er immer noch unterwürdig: „Nackt bin ich von meiner Mutter Leibe gekommen, nackt werde ich wieder dahinfahren. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt!“

„Haut für Haut“, wird Satan zu Gott sagen: „und alles, was ein Mann hat, läßt er für sein Leben. Aber recke deine Hand aus und taste sein Gebein und Fleisch an: was gilt's, er wird dir ins Angesicht absagen“. Bei diesem Hinweis des Satans wird Gott das Böse in Hiobs Leben einführen und unbegründet ihn auch am Fleische und seinen Gebeinen berühren. Die Aufforderung Satans (sie ist als negativer Pol der Transzendenz zu betrachten) erweist sich auf ihre Weise als begründet. Hiob widersteht nicht: Alles, was er hatte, hat er für sein Leben hingegeben, er hat sich nicht widersetzt, aber das Leben kann er nicht hingeben, bevor er es gelebt hat. Da Gott an sein Fleisch und seinen Knochen rührt, zögert er nicht, sein Recht in Frage zu stellen. Hiobs Aufbegehren geht jenes von Pentheus voraus, und das Iwan Karamasows, der eine Rettung um den Preis unbegründeten Leids Unschuldiger, insbesondere der Kinder, nicht hinnehmen kann. Wenn es Gott gibt, muß der Himmel auf Erden sein, sagt er, weist die Tugend im Namen der Logik zurück und gelangt damit zur Idee, alles sei erlaubt, wodurch auch Mord als gerechtfertigt erscheint, landet bei der moralischen Schuld des Vaternmords und – letztlich – im Wahnsinn. Mithin beim Verlust jener zuungunsten der Tugend gewählten Logik. Die Berührung an Fleisch und Knochen des Joseph K. – dessen unbewußt erworbene Schuld im Blick auf die Wiedergewinnung des Lebenssinnes nicht begriffen und angenommen werden kann – läßt entgegen allen Anscheins den gleichen Typus von Aufbegehren entstehen. Denn wiewohl er nicht über ihre konkrete Gestalt verfügt, postuliert Joseph K. ebenfalls eine Instanz hinter dem Gesetz, eine auf ihre Weise heilige Instanz, in deren Angesicht er einen Beweis zugunsten seiner Existenz erbringen möchte.

Ileana Mălăncioiu: *Vina tragică. Tragicii greci, Shakespeare, Dostoievski, Kafka*
(Tragische Schuld. Die griechischen Tragödiendichter, Shakespeare, Dostojewski, Kafka),
Polirom, 2013

ISBN 978-973-46-4032-4

© catalina.staicu@polirom.ro

Auswahlbibliographie

- Maimuța carpatină* (Der Karpatenaffe), Publizistik, Humanitas, 2013;
Astăzi este mâinele de care te-ai temut ieri (Heute ist das Morgen, vor dem du dich gestern gefürchtet hast), Roman, Humanitas, 2012;
Toamna decanei. Convorbiri cu Antoaneta Ralian (Der Herbst der Dekanin. Gespräche mit Antoaneta Ralian), Humanitas, 2011;
Fluturele negru (Der schwarze Schmetterling), Roman, Humanitas, 2010;
Cu inima smulsă din piept (Mit aus der Brust gerissenem Herzen), Roman, Humanitas, 2008 (zweite Aufl.: 2010);
Mi-e rău la cap, mă doare mintea (Mir ist übel im Kopf, mein Verstand tut mir weh), Publizistik, Humanitas, 2007;
Ghidul nesimțitului (Handbuch des Unverschämten), Kurzprosa, Humanitas, 2006;
Bazar bizar (Basar bizarr), Erzählungen, Mașina de Scris, 2004 (zweite Aufl.: Humanitas, 2007);
Balul fantomelor (Ball der Phantome) Roman, RAO, 2000 (zweite Aufl.: Humanitas, 2009).

Radu Paraschivescu

(geb. 1960)



ist Prosaautor, Übersetzer und Journalist, Herausgeber der Reihe „Da lacht die Welt“ im Humanitas Verlag Bukarest. Er ist der Übersetzer und Mitautor zweier bedeutenden Bücher zum Thema Sport: *Larousse-Enzyklopädie Fußball* und *Die Olympischen Spiele von Athen bis Athen: 1896-2004*. Er hat über sechzig Bücher aus England, Amerika, Kanada und Frankreich übersetzt und wurde mit dem „Nationalen Ioan Chirilă-Preis“ für das beste Sportbuch des Jahres ausgezeichnet (*Fanionul roșu* – 2005 / Das rote Fähnchen).

Heute ist das Morgen, vor dem du dich gestern gefürchtet hast

Radu Paraschivescu



In *Heute ist das Morgen, vor dem du dich gestern gefürchtet hast* bahnt sich ein Lied seinen Weg durch die Welt, durch Jahrhunderte, Zeiten und Kontinente. Zum ersten Mal ist es während der Hungersnot im Irland des 19. Jahrhunderts zu hören, wo seine Verse Mitgefühl für einen wegen Maisraubs eingesperrten Häftling ausdrücken. Dann aber, im Gedächtnis des Strafgegangenen eingenistet, gelangt das Lied nach Tasmanien in die Kolonie von Macquaria, wo es sich in ein Protestlied gegen Übergriffe an Gefangenen verwandelt. Ein damals geführtes Gefängnistagebuch wird heute von einem englischen Verleger veröffentlicht und erregt das Interesse eines Antiquars. Auf diese Weise kehrt das Lied nach Europa zurück, wo es aufgrund der Bemühungen eines Fans zum choralen Talisman wird und Liverpool bei einem Champions League-Finale begleitet. *Heute ist das Morgen, vor dem du dich gestern gefürchtet hast* ist ein Roman über Leid und Solidarität, über Angst und Schuld, Erfolg und Niederlage. Aber vor allem ist es eine Geschichte über das Verlangen nach Freiheit, das wir unabhängig davon verspüren, ob wir in eine Kerkerzelle oder zwischen den Mauern der Konventionen und Vorurteile eingesperrt sind.

Textauszug

Folglich beginnt Mickie damit, ihm das Buch zusammenzufassen. Er erzählt, auf welche Weise der Ire Michael Flaherty für den Versuch, während der Hungersnot im Westen von Irland Mais zu stehlen, verurteilt und wie er auf der Gefängniskolonie Macquaria aus dem Bauch der *Ajax* an Land gesetzt wurde. Das Schiff war an seinem Zielort mit etwas mehr als der Hälfte der menschlichen Landung angelangt, denn die andere Hälfte hatte man aufgrund von Krankheiten, von Angst und Elend über Bord geworfen. Er lacht bitter, da ihm beim Erzählen einfällt, daß der Ire, den es nach den Vorräten gelüftet hatte, die für die Niederlande bestimmt waren, auf eine Insel gelangt ist, die ursprünglich nach einem niederländischen Gouverneur benannt worden war, und dies auf einem Schiff, dessen Name heute die beliebteste niederländische Fußballmannschaft trägt. Dann erzählt er Geoff von dem Schrecken in den Gefängniskolonien, von der Perfidie des Gouverneurs, von den sadistischen Spielchen des Scharfrichters und der stumpfsinnigen Erbarmungslosigkeit der Wächter. Von der Flucht Flahertys und seiner Vertrauten, als sie beim Holzmachen in einem ein bis zwei Kilometer vom Gefängnis entfernten Wald waren, von dem Mord, den er in der Freiheit

verübte, dem Kannibalismus, zu dem ihn Hunger und Wahnsinn getrieben haben, von seiner Gefangennahme durch die Truppen des Gouverneurs der Sarah-Insel. Von der Zelle, in der Flaherty auf die Worte gestoßen war, die für alle jene dort eingraviert waren, die dort den Strang erwarteten: „Heute ist das Morgen, vor dem du dich gestern gefürchtet hast“. Aber warte, sagte sich Mickie und hielt ein paar Augenblicke inne. Das wäre ein unglaublich guter Bannerspruch, wenn wir Chelsea packen und vor allem wenn wir im Finale in Istanbul auf Mailand treffen. Oh ja, wie gut, daß ihm diese Idee gekommen ist. Er sollte nur nicht vergessen, auch darüber mit den Jungs zu sprechen, wenn er sie trifft.

– Alles schön und gut – nun ja, wenn wir schon mal dabei sind –, aber was haben diese Geschichten mit dir zu tun? Oder mit Peluza Kop und unserer Ballade?

Mickie nimmt noch zwei Schluck Kaffee, zündet sich aus der Packung, die Geoff ihm nun beinahe schon leegeraucht hat, eine Zigarette an und läßt einen Seufzer hören, in den sich einiges Mitgefühl mischt, Erinnerung und ein gewisser Stolz, der ihn bis dahin noch nicht ergriffen hatte.

– Siehst du, in dieser Stelle kehren wir zurück zu Fran
 – Fran von Deportivo? Ich kann da keine Beziehung sehen.
 – Meine Großmutter, Geoff. Oma Fran und ihre Geschichten von einst.
 – Und? Ich erinnere mich, daß wir beide darüber lachten. Sie hatten es sogar geschafft, dir auf den Geist zu gehen.
 – Genau, bestätigt Mickie. Und mir ist soeben aufgegangen, was ich für ein Hornochse war. Nun ja, ich war noch klein und wollte nichts als gegen den Ball treten und zum Teich gehen. Ich wußte nicht einmal so recht, wo auf der Karte sich Irland befindet, geschweige denn, daß ich Lust auf diese belämmerten Geschichten von Helden und Märtyrer gehabt hätte.

Und etwas lauter nimmt er nun für Geoff die Geschichten wieder auf, die ihm Fran in seiner Kindheit erzählt hatte. Einige davon selberlebt, andere waren von Mund zu Mund und von einer Generation auf die andere weitergegeben worden, damit kein Ire auf jener Seite der Welt sie jemals vergäße. Und er sieht alles, als hätte es sich vor seinen eigenen Augen zugetragen. Sieht die am 1. Oktober 1843 zur Rede des Daniel O’Connell versammelte Menschenmenge in Mullaghmast („Hört auf mich, und Irland wird frei sein.“). Sieht die Hunderttausende von Leichen während der Hungersnot. Die Siechenhäuser voll abgezehrter und angesichts des nahen Endes entsetzter Leute. Die mit vergifteten Kartoffeln umgebrachten Schweine. Die wohlbeleibte Arroganz des Charles Trevelyan, als er erklärte, der Hunger sei Gottes Weise die Iren zu bestrafen. Die zerlumpten Horden, die allüberall herumbettelten. Die Segelschiffe voll Gefangener, die ans andere Ende der Welt geschickt wurden. Die anderen Schiffe, die nach Grosse Isle und Amerika aufgebrochen waren, vollgestopft mit verzweifelten Menschen, die ihr gesamtes Hab und Gut verkauft hatten, um die Fahrkarte ins ferne Ungewisse zu erwerben. Und da er im Kopf die Geschichten von Oma Fran durchkämmt, sieht er Sean, den Sohn von Michael Flaherty, wie er zum Ungehorsam gegenüber England aufhetzt und seinen Kindern sowie danach seinen Enkelkindern einbläut, niemals den Kopf aufs Kissen zu legen, ohne zuvor Gott um Beistand zur Rache für die ermordeten Vorfahren gebeten zu haben. Und der Film läuft weiter. Michael sieht anschließend die die Köpfe der Revolution von 1916, wie sie ihre letzten Tage im Kerker von Kilmainham zubringen, was auch mit jenen geschehen war, die die Erhebung von 1798 angeführt hatten. Er sieht die fünfzehn von den Engländern erschossenen Helden – unter ihnen James Connolly, der so schwer verletzt war, daß er nicht mehr auf den Beinen stehen konnte, was die Soldaten des Exekutionskommandos veranlaßte, ihn auf einem Stuhl sitzend an diesem festzubinden und ihn damit an die Gefängnismauer zu tragen an die Seite der anderen, um sie dann allesamt mit Kugeln vollzupumpen. Über

allem sieht er die Tränen der Oma Fran, die kaum zwei Jahre alt war, als auch ihr Großvater zwischen den modrigen Mauern von Kilmainham starb, er röchelte wegen der Wunden, klapperte mit den Zähnen, wenn ihn das Fiber packte, und flehte die Wärter vergeblich an, sich seiner zu erbarmen und sein Leiden zu beenden. Er sieht all dies und weiß nicht, wie er gegen den Knoten angehen könnte, der ihm im unter den verwunderten Blicken von Geoff im Rachen hochsteigt.

– Du meinst ...?

Mickie nickt und läßt zwei, drei Sekunden verstreichen, bevor er spricht.

– Genau. Daß dieser Michael Flaherty aus dem Buch ein ferner Vorfahr ist. Der Vorfahre, von dem mir Fran erzählt hatte. Und was *The Fields of Athenry* ... betrifft, ich weiß, das klingt idiotisch, aber in gewisser Weise ist es, ja ... es ist auch mein Lied.

Radu Paraschivescu:

Astăzi est mâinele des care te-ai temut ieri

(Heute ist das Morgen, vor dem du dich gestern gefürchtet hast)

Humanistas, 2012

ISBN 978-973-50-3851-9

© secretariat@humanitas.ro

Auswahlbibliographie

Do not cross, Roman, Polirom, 2013;
Pudra (Das Puder), Roman, Polirom, 2010;
Captivul (Der Gefangene), Roman, Polirom, 2006;
Agata murind (Agata stirbt), Roman, Polirom, 2003 (zweite Aufl.: 2004);
Întoarce-te, Esthera (Kehr heim, Esthera), Erzählungen, Biblioteca Apostrof, 1999;
Creier intermediar (Vermittlungshirn), Gedichte, Cogito, 1997;
Poemul deshumat (Das exhumierte Gedicht), Dichtung, Dacia, 1994;
Narațiuni întâmplătoare (Zufällige Narrationen), Gedichte, Dacia, 1989.

Dora Pavel

(geb. 1946)



Dichterin, Publizistin und Romanautorin, lebt in Cluj. Sie hat Philologie studiert, hat im Lehramt und in der Forschung gearbeitet und seit 1990 als Redakteurin bei Radio Cluj. Sie debütierte 1984 mit Gedichten in einem Sammelband und veröffentlichte danach vier weitere Gedichtbände, ein paar Romane und mehrere Bände Publizistik. Sie wurde mit dem „Timotei Cipariu“-Preis der Rumänischen Akademie (2000), dem Prosapreis des Rumänischen Schriftstellerverbandes (2003), dem „I.D. Sîrbu“-Preis des Rumänischen Schriftstellerverbandes, Sektion Cluj (2006), dem Preis „Buch des Jahres – Publizistik“ des Rumänischen Schriftstellerverbandes, Sektion Cluj (2007) und dem Preis „Pavel Dan“ für Prosa des Rumänischen Schriftstellerverbandes, Sektion Cluj (2007 und 2010) ausgezeichnet.

Agata stirbt

Dora Pavel



Agata stirbt ist ein intimer und psychologischer Roman, aufgebaut in Form schriftlicher Bekenntnisse einer jungen Frau, Augusta Degan, an den Psychotherapeuten, Artur Cadia, den sie liebt, und dem sie ihr inneres Erleben nach Maßgabe der Ereignisse während der vier Jahre dauernden Therapie schildert. In ihrer Darstellung taucht das Bürgermeisteramt einer Stadt in Siebenbürgen auf, das beschließt, einen Teil des alten und vom Verfall bedrohten Friedhofs der Stadt auf einen neuen Friedhof umzusiedeln. Die Verwandten der Toten werden gesucht, um bei der makabren Exhumierung zugegen zu sein. Diese erscheinen wie Hospizgestalten, die man in eine gespenstische und morbide Landschaft gestellt hat – die Population eines bösen Traums oder der Wahnideen eines Irren. Für Augusta Degan jedoch, die zentrale Stimme des Romans, wird die Beteiligung an der Exhumierung zu einer Art Probe auf die Genesung nach einer langen Phase der Psychotherapie.

Textauszug

Laß es mich sagen. Du weißt es nicht, kannst es nicht wissen. Vater, der Mutter liebt. Immerzu hatten sie Liebe miteinander. Das, glaube ich, hat ihn umgebracht. Er ist sehr jung gestorben. Wenn er sie liebte, schien er sie aufzufressen. Ich frage mich, wann und ob sie überhaupt noch schliefen. Wir hatten nur ein einziges Zimmer, hörst du? Eines. Alle drei in einem Raum, ja? Sie warteten, daß ich einschlief. Kaum war ich eingedöst ... Jedesmal weckten sie mich. Meine Nächte waren zum Albtraum geworden. Oft auch die Tage. Ich trat unerwartet ein und sah immerzu die Decke. Gegen Morgen weckten sie mich wieder! Ihretwegen hatte ich meine erste Polution sehr früh. Ich hörte sie. Ihre Liebe machte großen Lärm. Ich spreche nicht vom Quietschen der Federn. Hast du jemals jenes dumpfe Schmatzgeräusch gehört? Es ist das erste Mal, daß ich es jemandem sage, verzeih, ich weiß nicht, warum ich dich dazu ausgewählt habe, ausgerechnet dich ... Verzeih. Es hat mich irre gemacht! Meine Erregung erreichte den Höhepunkt. Ich hatte reihenweise Polutionen, aber ich rührte mich unter keinen Umständen, ich wagte es nicht, mich zu rühren. Ich haßte sie. Ich haßte meine Mutter. Sie ließ sich benutzen, reiten, malträtieren. Ich dachte, ihr Stöhnen bedeute Schmerz. Wie auch immer, an mich dachten sie überhaupt nicht! Vielleicht fragst du dich, warum ich mich nicht rührte. Weil auch ich nicht wollte, daß sie aufhörten! Ich wollte alles miterleben, bis ans Ende. Hören. Alles

überwachen. Ich „sah“ damals, in jenen Augenblicken, nichts als das Geschlecht von Mutter. Weit offen! Offen und immens. Und unterwürfig. Und empfänglich. Laut. Wie deines, Augusta, ich weiß, daß du mich lassen wirst! Du wirst mich lassen, nicht? Ich muß es sehen! Reg dich nicht auf. Ermüde ich dich etwa? Sag es mir, wenn ich dich ermüde. Leg dich hin, wenn du magst, leg dich hin. Hab keine Angst, schau, wenn du magst, leg ich mich dort in den Sessel. Ich werde nichts Unanständiges tun. Werde nicht ... Versprochen. Aber deck dich nicht zu! Vielleicht wird dein Hemd von alleine hochgleiten, im Schlaf. Ist das denn solch eine große Sache? Du weißt sehr wohl, ich werde es niemals von jemandem verlangen können außer dir. Das weißt du, nicht? Du verstehst, nicht wahr? Ich habe sie furchterregend streiten gehört, habe gesehen, wie mein Vater Mutter quälte. Wie er sie schlug und danach bestieg. Sie zwang. Ich versteckte mich unter dem Tisch. Sie weinte. Er grunzte. Ich war dreizehn Jahre alt, als ich mich auf ihn stürzte und ihm mit all meiner Kraft in die Hüfte biß. In jener Nacht habe ich nicht mehr geschlafen. Es war das letzte Mal, daß ich meinen Vater gesehen habe. Ich stand eine Weile mit Mutter draußen im Regen versteckt. Sah, wie sie irgendwo hin rannte, um zu weinen. Ich fand sie im Schuppen. Ihre entkräfteten Hände umfaßten mich. Wir weinten beide, bis ich in ihren Armen eingeschlafen bin. Nach sechs Monaten stand ich ihr bei. Sie trieb in die Bettwäsche ab. Stöhnte wie aus dem Schlangenmaul. Nur ich war bei ihr. Ich allein! Sie beruhigte sich ein paar Sekunden, gerade genug, um mich um einen Schluck Wasser zu bitten. Später, sehr viel später kam die Krankenschwester mit jemandem von der Staatsanwaltschaft. Sie durften sie nicht berühren. Abtreibungen waren im totalitären Staat verboten! Hast du je eine Mutter gesehen, die um Hilfe fleht? Ich schaute in das versteinerte Gesicht der Krankenschwester und konnte mich kaum zurückhalten, zuzuschlagen. Ich begriff nicht, worauf sie wartete. Die nackten Knie, der gewölbte hohe Bauch, der Schrei. Das reglose Stück Fleisch, das ihr zwischen den Schenkeln hervorgeglitten war, das nasse Etwas, reduziert, vage menschlich. Die Krankenschwester, wie eine Bestatterin, sofort hellwach. Der Fleiß ihrer Hände, von nun an. Der tote, blutige Leib meines Bruders. Meines namenlosen Bruders. Ohne Grabstätte. „So viel kann ich tun“, sagte schließlich die Frau, wickelte ihn ein und nahm ihn mit, „nur dies darf ich tun.“

Dora Pavel:

Agata murind

(Agata stirbt)

Polirom, 2004

ISBN 973-681-863-2

© catalina.staicu@polirom.ro

Auswahlbibliographie

- Viitorul începe luni* (Montag beginnt die Zukunft), Roman, Humanitas, 2012;
Viața începe vineri (Am Freitag beginnt das Leben), Roman, Humanitas, 2009;
Întoarcere în secolul 21 (Rückkehr ins 21. Jahrhundert), Essay, Humanitas, 2009;
În Țara Miticilor. De șapte ori Caragiale (Im Lande der Miticăs. Siebenmal Caragiale), Essay, Humanitas, 2007 (zweite ergänzte Aufl.: 2008);
În intimitatea secolului 19 (In der Intimität des 19. Jahrhunderts), Essay, Humanitas, 2005; *Întoarcere în Bucureștiul interbelic* (Rückkehr ins Bukarest der Zwischenkriegszeit), Essay, Humanitas, 2003 (zweite Aufl.: 2007);
Prejudecăți literare (Literarische Vorurteile), Essay, Univers, 1999;
Alfabetul doamnelor (Das Alphabet der Damen), Essay, Crater, 1999.

Ioana Pârvulescu

(geb. 1960)



ist Prosaschriftstellerin und Essayistin, unterrichtet moderne rumänische Literatur an der Universität Bukarest. Achtzehn Jahre lang war sie Redakteurin der Zeitschrift *România literară*, in der sie auch wöchentlich geschrieben hat. Zehn Jahre lang hat sie die Sammlung „Cartea de pe noptieră“ (Das Buch auf dem Nachtkästchen) mit internationaler Literatur im Humanitas Verlag, die sie begründet hat, betreut. Sie hat Angelus Silesius' *Cherubinischen Wandersmann* übersetzt und in einer zweisprachigen Ausgabe (1999 und 2007) herausgegeben, hat Maurice Nadeau *Sie seien gesegnet* (2002), Laurent Seksik *Die Beratung* (2007) und Rainer Maria Rilke *Der Schutzengel* (2007) übersetzt. 2013 erhielt sie den Literaturpreis der Europäischen Union.

Montag beginnt die Zukunft

Ioana Pârvulescu



Der erste Roman von Ioana Pârvulescu *Am Freitag beginnt das Leben* war die Überraschung des Bücherjahres 2009. In *Montag beginnt die Zukunft*, ihrem zweiten Roman, werden die Hauptfiguren aus *Am Freitag beginnt das Leben* in neue Ereignisse verstrickt: Schurkereien, Politik, Unordnung und Liebesgeschichten, die sich nicht gegenseitig und auch die ersteren Geschichten nicht ausschließen. All diese Figuren verbindet die gleiche Besessenheit: ihre Zukunftszugewandtheit. In einer einzigen Woche, die mit dem Montag, einem 23. Februar beginnt und bis zum Sonntag, dem 1. März, reicht, wird Bukarest von einer großen Zahl unterschiedlicher Ereignisse erschüttert. Und alles beginnt mit einem wissenschaftlichen Vortrag, den ein junger ehrgeiziger Arzt im Athenäumssaal über das Korsett und die Schäden, die das Tragen eines solchen verursacht, hält, aber auch mit einem Anschlag der Anarchisten auf das Leben von König Carol dem Ersten. Ein exzellent dosierter Roman, eine zerebrale und sensible Literatur mit großer Wirkung.

Textauszug

Heute war es 11 Uhr geworden, als wir uns vorbereiteten, zu meinem Haus in der Str. Fântâniilor aufzubrechen, die nun einen anderen Namen trägt, wie mir Alexandru gesagt hat, den Namen eines Menschen, den ich mir nicht gemerkt habe. Andru hat mir vorsichtig erklärt, es sei wünschenswert, daß ich mich anders kleidete. Auf ihn hörte ich, und zwar aus dem Grund, den ich schon mal genannt habe: er stand auf meiner Seite, hielt zu mir. Er hat mir von Vio ein Paar Hosen (!) gebracht und eine Jacke, die Bluse könne ich anbehalten, hat er gesagt, ohnehin wären Vios Blusen mir zu klein gewesen, da hätte ich nicht hinein gepaßt. Etwas aufgeregt und neugierig hab ich die ersten Hosen meines Lebens angezogen und mich dabei gefühlt, als hätte ich kein Haar mehr auf dem Kopf gehabt. Wie Vio oder wie Viola in *Die zwölfte Nacht*, wenn sie sich als Junge anzieht. Oder wie Gilda, wenn sie in den Armen von Rigoletto stirbt, nachdem sie sich für den verschlagenen Herzog geopfert hat. Sie waren schrecklich unbequem, die Hosen, waren mir lästiger als das Korsett, kniffen mich überall. Als hätte ich, wie ich nun angezogen war, wieder gehen lernen müssen. Das habe ich auch getan, bin im Zimmer auf und ab gegangen, bis Alexandru an meine Tür geklopft hat – er klopfte immer – und zum mir sagte, bevor wir losgingen, möchte sein Onkel noch

mit mir sprechen. Ich hatte überhaupt keine Lust dazu, aber ich bin in den Salon gegangen. Doktor Cristescu schaute mich zufrieden an:

– So steht es dir viel besser!

Was mich betrifft, so fühlte ich mich lächerlich, es kam mir so vor, als führte ich hier ein Spektakel auf, und dies vor einem beinahe unbekanntem und dazu auch noch älteren Mann. Aber es war auch angenehm, wie ein Spiel.

– Iulia, ich möchte dir ein paar banale Fragen stellen, sie gehören zu unserer medizinischen Routine, sei mir bitte nicht böse, und fühle dich nicht gekränkt, ja?

– Mit dem größten Vergnügen, Herr Doktor, machen Sie sich keine Sorgen. Ich möchte Ihnen ohnehin danken, daß Sie bereit waren, mich zu beherbergen, Alexandru hat mir gesagt, daß es nun Ihr Haus ist. Fragen Sie mich bitte, und ich werde zu antworten versuchen, wenn ich es kann.

– Selbstverständlich kannst du es, bei einer medizinischen Prüfung fällt niemand durch, wiewohl viele Fehler machen. Ich bitte dich bloß, mir so genau wie möglich zu antworten. Die Fragen sind, wie du merken wirst, die allerschlichsten. Wann bist du geboren?

– Am 17. Juli.

Er tat so, als habe er nicht gemerkt, daß ich ihm das Jahr nicht genannt hatte, aber er fing mich in der Falle der folgenden Frage:

– Weißt du, welches Datum heute ist? Tag, Monat, Jahr ...

Sieh an, das war nun mitnichten eine banale Frage, es war sogar eine sehr schwere, die schwerste von allen. Ich wußte, daß im roten Rahmen des Kalenders geschrieben stand Sonntag, 26. Februar, aber ich hielt den Tag für einen Donnerstag. Der Monat: Februar. Aber was das Jahr betrifft, hatte ich es wie der Strauß gehalten, wenn ein Sandsturm kommt, ich hatte meinen Kopf vergraben.

– Es ist der 26. Februar, sagte ich und versuchte zu lächeln.

– Perfekt, ich habe dir doch gesagt, daß es Routine ist. Und der Wochentag?

Ich beschloß, mich an den Wandkalender aus dem Zimmer zu halten:

– Sonntag.

– Genau. Und das Jahr?

Ich antwortete mit Schweigen und bin, glaube ich, rot geworden.

– Antworte mir bitte, es ist wichtig. Und leicht!

– Wenn ich Ihnen sage 1898, dann lachen Sie über mich, nicht wahr?

– Ich möchte, daß du das Jahr 1898 verläßt und mir sagst, in welchem Jahr du dich befindest, wenn du nicht im Jahr 1898 bist.

– 1908? 1998? 2008? 2028? Keine Ahnung, ich weiß es nicht!

Aus Scham und zu meiner Schande habe ich zu weinen begonnen. Jetzt erst brach die Lava aus mir hervor, die in den letzten Tagen schon in mir geglüht hatte, eigentlich in den letzten Monaten, von dem, was mir mit dem anderen Alexandru passiert war und der Furcht, daß ich bald schon, bevor es zu spät war, einen Entschluß fassen müsse, und wozu ich mich auch entschiede, ich würde unglücklich sein. Ich wußte nicht, welche der Entscheidungen einen größeren Egoismus zu erkennen geben würde. Der Mensch dürfte niemals in die Lage versetzt werden, zwischen zwei Übeln wählen zu müssen: seinem Übel und dem der anderen! [...]

*

Beinahe in jedem Dorf im Umkreis von Bukarest gibt es einen sehr alten Mann mit langem, weißen und buschigen Bart, den die Dorfleute „Vater vom Herrgott“ nennen. Ich weiß nicht, welcher Spaßvogel in welchem Dorf als erster dieses „Vater“ erfunden hat, aber bald tauchte überall einer auf, sagen wir mal, ebenso wie es überall einen Bürgermeister, einen Notar und einen Lehrer gibt. In Ciorogârla ist der „Vater vom Herrgott“ der Glöckner, der zu diesem Spitznamen sehr gut passende Beruf, denn er kündigt alle Toten an. Am Donnerstag um 12 Uhr zog der „Vater vom Herrgott“ eifrig an den Glockenseilen, denn da begann die Totenmesse für Alexandru Beldiman. Der Kutschen und Kaleschenkonvoi zog sich auch jenseits der Friedhofsmauer noch hin, und im Leichenwagen lag, die Hände über der Brust gefaltet, vorerst unter Blumen und noch nicht im Erdreich begraben, der noch bis gestern der Direktor der Zeitschrift *Adevărul* gewesen ist.

– Du überrascht mich in letzter Zeit immer wieder, Pavel, antwortete mir Herr Procopiu, als ich heute Morgen angeboten habe, in der Eigenschaft eines Abgesandten des *Universul* zur Beerdigung zu gehen, um von Ort und Stelle aus von dem traurigen Ereignis zu berichten.

– Mir ist, als habest du mal gesagt, du könntest Beerdigungen auf den Tod nicht ausstehen!

– Herr Procopiu, sie gefallen mir nicht, aber als Reporter fühle ich mich verpflichtet, auch solch eine Herausforderung zu bestehen. (...)

– Daß Du mir einen durch Hin- und Herfahren verlorenen Tag ersparst, ist für mich ein echtes Geschenk. Soll ich mit dem Direktor sprechen, damit er dich in seiner Kutsche mitnimmt?

– Nein, verzeihen Sie, ich würde mich eingeengt fühlen. Außerdem möchte ich gerne ein paar Freunde mitnehmen, die es sich ansehen wollen.

– Hm, gut, nimm dir eine von unseren Kutschen. Ich danke dir!, klopfte mir der erste Redakteur auf die Schulter, ohne seine Heiterkeit zu verbergen.

Mir gefällt Herr Procopiu, er macht einem nichts vor.

Es ist ja bekannt, daß manche Lügen, einmal ausgesprochen, sich sogleich in Wirklichkeit verwandeln. Ich hatte „Freunde“ gesagt und nicht „eine Freundin“, und genau so geschah es. Elenuța ist nicht alleine gekommen, sondern in Begleitung zweier Unbekannten, die sie mir vorgestellt hat: Kollegen von der Gesellschaft Die Biene, Bewunderer des Dahingegangenen. Ich öffnete den Mund, um zu protestieren, und schloß ihn wieder, ohne einen Ton hervorgebracht zu haben. [...] Ich war ziemlich schlecht aufgelegt, und der Gedanke an die Reden, die ich zu verdauen haben würde, und an die sich anschließende endlose Aussegnungsmesse, war nicht gerade geeignet, mich zu erheitern. Zum Glück paßten die Umstände zu einem verdrießlichen Gesicht, und ich brauchte nicht wieder Heiterkeit mimen, wie sonst so häufig. Auch Beerdigungen haben ihre Vorteile.

Ioana Pârvolescu:
Viitorul începe luni
 (Montag beginnt die Zukunft)
 Humanitas, 2012
 ISBN 978-973-50-3852-6
 © iparvolescu@yahoo.com

Auswahlbibliographie

- Biblioteca în aer liber* (Bibliotheken in freier Luft), Essays, Polirom, 2014;
O zi din viața mea fără durere (Ein Tag aus meinem Leben ohne Schmerzen), Essays, Polirom, 2012;
Ionescu în țara tatălui (Ionesco im Lande des Vaters), Essay, dritte Aufl.: Polirom, 2012; *Acasă, pe Cîmpia Armageddonului* (Zuhause, auf dem Armageddon-Feld), Roman, Polirom, 2011;
Cioran sau un trecut deocheat (Cioran Oder eine anstößige Vergangenheit), Essay, dritte Aufl.: Polirom, 2011;
Diavolul și ucenicul său: Nae Ionescu – Mihail Sebastian (Der Teufel und sein Lehrgeselle: Nae Ionescu – Mihail Sebastian), Essay, Polirom, 2010;
Despre bolile filosofilor. Cioran (Von den Krankheiten der Philosophen), Essay, Polirom, 2008;
Scara lui Iacob (Die Jakobsleiter), Gedichte, Polirom, 2006;
Apocalipsa după Marta (Die Apokalypse nach Martha), Biblioteca Apostrof, 1999;
Cartea miniei (Buch des Zorns), Gedichte, Albatros, 1997;
Poeme nerușinate (Unverschämte Gedichte), Gedichte, Cartea Românească, 1993;
Dimineața tinerețelor doamne (Morgen der jungen Damen), Gedichte, Cartea Românească, 1983;
Aduceți verbele (Bringt die Verben), Gedichte, Cartea Românească, 1981.

Marta Petreu

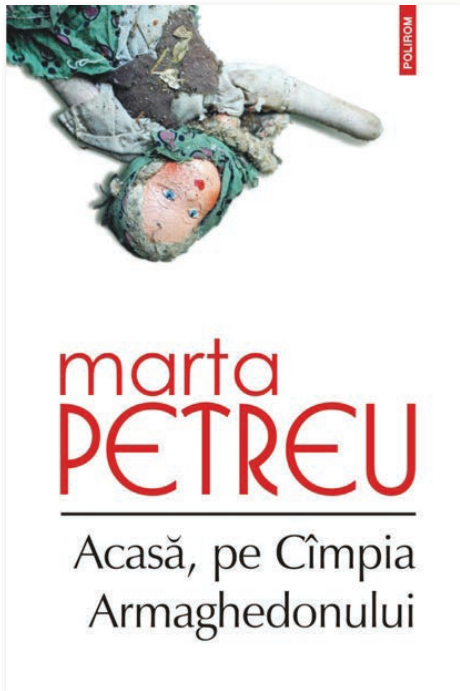
(geb. 1955)



Dichterin, Prosaautorin und Professorin für die Geschichte der rumänischen Philosophie an der „Babeș-Bolyai“-Universität in Cluj, Chefredakteurin (seit 1990) der Zeitschrift *Apostrof*, Doktorin der Philosophie (Universität Bukarest), ist sie in zahlreichen Gedichtanthologien im Inland und im Ausland vertreten. Ebenso beteiligt sie sich mit Studien zur rumänischen Philosophie und Essays an zahlreichen Sammelbänden. Sie hat den Preis des Rumänischen Schriftstellerverbandes erhalten (2003, 2005, 2006), den Essaypreis des Schriftstellerverbandes der Republik Moldawien (2003), den Preis der Zeitschrift *Poesis* (1993, 2001), den „George Bacovia“-Preis der Zeitschrift *Contemporanul* (1993), den „Nichita Stănescu“-Preis (1997), den „Henri Jacquer“-Preis (2001), den Großen Preis „Lucian Blaga“ (2002), den Internationalen Preis „Lillian Hellman / Dashiell Hammett Grant“, den Human Rights Watch verleiht (2001) u.a. Sie gehört zur literarischen Gruppe Echinoc, ist Mitglied des Rumänischen Schriftstellerverbandes und der Kulturstiftung Apostrof. Für den Roman *Acasă, pe Cîmpia Armageddonului* (Zuhause, auf dem Armageddon-Feld) wurde sie mit folgenden Preisen ausgezeichnet: „Buch des Jahres 2011“, verliehen von der Zeitschrift *România literară* mit Unterstützung der Stiftung Anonimul; „Das beste Buch des Jahres“, verliehen im Rahmen der Gala der Rumänischen Buchindustrie 2012. Auch wurde das Buch beim Festival des Ersten Romans in Chambéry, Frankreich (2012) ausgezeichnet.

Zuhause, auf dem Armageddon-Feld

Marta Petreu



Der erste Roman der Dichterin und Essayistin Marta Petreu ist ein Buch über das siebenbürgische Dorf, aber auch über Desillusionierung, Einsamkeit, das Mysterium des Todes und die Suche nach einem Sinn jenseits dessen, was ist. Die Protagonistin des Romans, Maria, eine Bäuerin in der transsilvanischen Ebene, unerfüllt in ihrer Liebe und ihrem Leben, gerät so weit, daß sie ihre eigenen Kinder verdammt. Zwei Familien, deren Existenz in ein Jahrhundert verwoben ist, wie ein Spinnennetz, in dessen Zentrum diese schreckliche Mutter sitzt. Die Apokalypse, die ein Teil der millenaristischen Mitglieder dieses Clans jeden Augenblick erwarten, die religiösen Regeln und die durch die Kollektivierung verursachte Armut schaffen außergewöhnliche Charaktere und schier unglaubliche Lebensgesichten. Ein „Buch des Zorns“, das eine Prosaschriftstellerin etabliert, die sich als kraftvoller denn jede Mode erweist.

Textauszug

Ich befand mich unter dem schwarzen Flügel der Apokalypse, eingekleistert, wie ein Maikäfer in Pechruß, im Delirium eines endlos sadistischen Armageddons, und dies verbog und bewachte mir gleichermaßen den Schlaf. Damals kannte ich keine andere Religion, ich ging nicht in die Kirche, hatte keine Ahnung, was ein anderer Glaube einem verspricht oder abverlangt. Aber statt eines solch blutrünstigen und unnachgiebigen Gottes, der den Wein des Zorns aus einem Zornpokal schlürft, ist es besser, so triumphierend mein tiefstes Inneres, überhaupt keinen zu haben. So daß mein Vater, anstatt mich zur Erlösung zu geleiten, für lange Zeit einen Atheisten gemacht hat, der sich seiner Rechte bewußt war, und danach einen Einzelgänger. Statt eines solchen Gottes, besser die Leere. Besser, der Himmel ist leer und schwarz wie ein Haarsack, den ich wie die Wölfe anheulen konnte mit meinem menschlichen Unbehagen.

Sehr viel später, als ich in der siebten Klasse war und all dies einmal meiner Rumänischlehrerin erzählte, die mich mochte, Frau Maria Chioreanu, erfuhr ich von ihr, daß andere Religionen eine andere Art Gott haben, einen, der nicht beängstigt, sondern liebkost. Sie sprach zurückhaltend, nachdenklich und vielleicht auch unangenehm überrascht, daß ich all diesen atheistischen Unfug glaubte, den ich in den Unterrichtsstunden hörte, nur um nicht an den Gott meines Vaters glauben zu müssen. Von dem, was sie damals sagte, habe ich die Neuigkeit

behalten, daß der Gott anderer Religionen anders ist, erträglicher als Paps' Jehowa. Und nach vielen Jahren, 1995, vor den katholischen Ostern, als ich alleine in der Kirche Saint-Séverin in Paris war und die Sanftmut sah, mit der ein Pfarrer mit einem Mädchen sprach, das sein Vater oder Großvater zum Abendmahl mitgebracht hatte, wünschte ich mir, katholisch geboren worden zu sein, in mir und an meiner Seite einen guten Gott zu haben, beruhigend wie das Aroma frisch aus dem Backofen kommenden Brotes. Oder wie der Duft der Königin der Nacht, wenn sich die bläuliche Abenddämmerung eines schönen Sommertags über das Dorf herabsenkt. Und plötzlich erinnerte ich mich mit einem Anflug von Dankbarkeit und Liebe an meine Lehrerin Maria Chiorean.

Gewiß, die Schule hat mir geholfen. Die wissenschaftliche Erziehung, der wir unterzogen wurden, hat mich gelehrt, daß das Universum enorm ist, unendlich – das glaubte man zu jener Zeit nicht –, und daß es nur aus Materie besteht. Heute weiß ich, daß diese Schulwissenschaft ebenso fragwürdig ist wie die Armageddonmythologie von Paps. Aber zu jener Zeit tat es mir gut, anstatt an Gott Jehowa, mit dem uns Vater drohte, an eine Welt ohne Gott zu glauben. Eine Welt nur aus Materie und Gesetzen war damals für mich besser als jenes Armageddon mit seinen metallenen Armeen, das Paps mit finsterner Genugtuung verkündete:

– Das Armageddon kommt!

Eigentlich denke ich jetzt, Paps hätte gewinnen können, und sei es auch nur für ein paar Jahre, wenn er uns nicht so sehr verängstigt hätte. Er hätte gewonnen, wenn er zu mir gesagt hätte, daß ich perfekt sei für den neuen Himmel und die neue Erde der Ewigkeit, nach der Apokalypse und dem Gericht.

Marta Petreu:
Acasă, pe Cîmpia Armageddonului
(Zuhause, auf dem Armageddon-Feld)
Polirom, 2011
ISBN 978-973-46-1927-6
© catalina.staicu@polirom.ro

Auswahlbibliographie

Seinfeld și sora lui Nabokov (Seinfeld und Nabokovs Schwester), Essays, Polirom, 2013;
Hotel Universal (Hotel Universal), Roman, Polirom, 2012; zweite Aufl.: 2013;
Ultima Thule. Cetățile dacice din Munții Orăștiei (Das letzte Thule. Die dakischen Festungen in den Bergen von Orăștie), Essay, Artec, Spanien, 2009;
Regăsirea intimității (Das Wiederfinden der Intimität), Essay, Cartea Românească, 2008.

Simona Sora

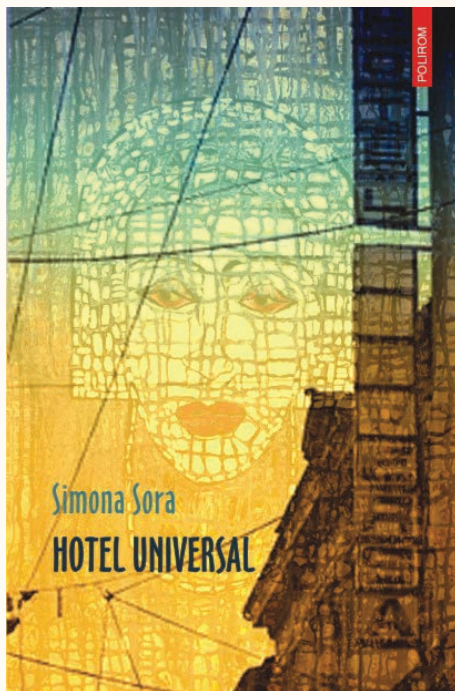
(geb. 1967)



Essayistin, Prosaautorin und in den letzten 20 Jahren in der rumänischen Kulturpresse stets präsent mit Kritiken und Essays. Sie hat Literatur und Editionstheorie an der Universität Bukarest unterrichtet und aus der Lateinamerikanischen Literatur übersetzt. Ihr Essay *Regăsirea intimității* (Das Wiederfinden der Intimität) von 2008 ist mit mehreren Literaturpreisen ausgezeichnet worden. Sie veröffentlichte Prosa in den Anthologien *Tovarășe de drum. Experiența feminină în comunism* (Weggefährtinnen. Die weibliche Erfahrung im Kommunismus), Polirom Verlag 2008, und *Prima carte* (Das erste Buch), Editura ART 2011, und ihr Essay *Ultima Thule. Cetățile dacice din Munții Orăștiei* (Das letzte Thule. Die dakischen Festungen in den Bergen von Orăștie), Artec, Spanien, 2009, war ihr Beitrag zum UNESCO-Projekt zur Förderung der rumänischen Kultur und Zivilisation. 2012 ist ihr Roman *Hotel Universal*, der bei Kritik und Leserschaft sehr gut angekommen ist, erstmals erschienen, er ist 2013 in einer weiteren Auflage publiziert worden und glich für die meisten Literaturpreise Rumäniens vorgeschlagen worden; er erscheint demnächst in Kroatien und Frankreich. Sie ist promovierte Literaturwissenschaftlerin und Mitglied des Rumänischen Schriftstellerverbandes.

Hotel Universal

Simona Sora



Der Roman konfrontiert zwei Epochen aus der Geschichte Rumäniens: Mitte des 19. Jahrhunderts, als ein berühmter Konditor, Vasile Capșa, der Begründer des berühmten Bukarester Restaurants, mit seinem ersten unternehmerischen Vorhaben auf der Krim scheitert, und die 90er Jahre sogleich nach der umstrittenen rumänischen Revolution von 1989. In Hotel Universal (ein Gebäude, das es im alten Bukarest noch gibt, in der Gabroveni Straße 12 – „der Straße der Messerstecher“) stehen sich (1856 ebenso wie 1993) zwei so reale wie symbolische Kräfte im Widerstreit gegenüber. Und die Person, die zwischen beiden Ebenen vermittelt, ist die schlafwandlerische Maia, Urenkelin des „Goldmädchens“, das Capșa bei seiner Rückkehr aus der Krim mitgebracht hatte. Während Maia die Geschichte ihrer Familie allmählich heraufholt, verwandelt sich der Familienroman in eine Folge von „geistigen Exerzitien“, die nach dem Modell des Ignacio di Loyola nicht gelesen sondern praktiziert werden müssen. Autobiographische Fiktion und ein Buch der Mysterien, ist *Hotel Universal* der Roman einer Reise durch eine orientalische Welt, die sich in ihren grundlegenden Werten nicht allzusehr verändert hat.

Textauszug

Der dritte Schritt, mit dem sich Maia dem Hotel Universal genähert hat, war die Revolution von 1989. Ihre ungestümen Sprünge in Kindheit und Jugend – sie war einmal vom zweiten Stock hinabgesprungen und zu ihrer Rettung auf der Markise über dem Eingang zum Wohnblock gelandet – fanden die ihnen gemäße Krönung in der unmittelbaren Beteiligung an dieser Revolution, von der zu Unrecht und mit nachgeschobenen Argumenten behauptet wird, sie sei eine Inszenierung, eine Provokation und Fälschung gewesen. Maia wußte, daß es nicht so war: In ihrer Revolution, die drei Tage gedauert hatte – von der Nacht des 22. Dezember bis Weihnachten, als sie Ceaușescu in einer öffentlichen Erschießung und wie in einer ersten rumänischen *Reality Show*, die anschließend von den Fernsehanstalten der ganzen Welt gezeigt wurde, hingerichtet haben –, hatte sich zweifellos die Hand des Schicksals bemerkbar gemacht. Es war der Sprung, den sie genau am *Zweiundzwanzigstenzwölften*, mit zweiundzwanzig Jahren machen würde, und dies hatte sie immer schon gewußt, schon in ihrer frühen Kindheit, als sie mit den drei Grazien Schule spielte: Daniela, Crinela und Mirela. Alle Noten, die sie, Lehrerin in allen Dingen des Lebens, vom Kindermachen bis zum

Erklettern des Wohnblocks und dem Flug ins Schwimmbecken am Strand mit den Rollschuhen an den Füßen, den ein bis drei Jahre jüngeren Mädchen gab, waren auf den 22. XII. datiert, und die fiktiven Notenhefte, die aus Studentenkladden mit kartonierten Umschlägen gemacht worden waren, waren voll von diesem *zukünftigen* Datum. Als sie ins Universal gelangt war und Aliona ihr zum ersten Mal die Tarotkarten legte, war die Karte, die sie darstellte vom Rad des Glücks und der Nummer 10 verdeckt. Warum ist es nicht die 22?, hatte sie gefragt. Es ist die 22, aber sie ist durch Tetraktys gegangen, hatte Aliona geantwortet, denn $22:2+2=13$, also 4, und $1+2+3+4=10$. Verstehe das, wer sonst nichts Besseres zu tun hat! Dies war der Grund dafür, daß als dieser Tag gekommen und Maia, immer noch mit dem rundlichen Gesicht der Achtjährigen, „bei der Revolution“ angelangt war, sie unweigerlich die Note 10 bekommen mußte. Und wie konnte sie bei diesem unverhofften Sprung mit dem Kopf voran, der vom nunmehr freien Fernsehen übertragen wurde, die Höchstnote am besten erlangen? Sicherlich indem sie chaotisch zwischen der Universität und dem Intercontinental hin und her rannte, zwischen Leuchtgeschossen, auf den Asphalt geklebten Kerzen und dem Blut von gestern, und bis zur Maria Rosetti, wo im Untergeschoß eins alten Bojarenhauses (das eine schöne Frau vor dem Ersten Weltkrieg von ihrem Verlobten geschenkt bekommen hatte) die andere Maria der Familie wohnte, die die große Maria nicht mehr in ihrem Haus in Poiana Sibiului empfangen wollte, nachdem sie mit einem Mann, der sie ohnehin nach ein paar Monaten verlassen hatte, nach Bukarest geflohen war.

Niemand wußte, wie sie allein in Bukarest überlebt hatte, sie hatte trotzdem irgendwann geheiratet, einen anderen Mann, Iov, Chauffeur in einem Labor für Süßigkeiten, der genau in der Woche gestorben war, als Maia in die Fakultät aufgenommen wurde. Iov war mit einem Motorrad mit Beiwagen gefahren und von einer Frau am Steuer eines roten Olcit frontal gerammt worden, das Glas der Windschutzscheibe hatte seine Schlagader durchtrennt. Er starb in Perla, wo sich die Ștefan cel Mare und die Calea Dorobanților kreuzen, an einem Ort den Maia jahrelang zu überqueren hatte, wobei sie sich jedesmal an den unvergleichlichen Geschmack der Joffren, Biskuittörtchen und Amandinen erinnerte, die Onkel Iov stets kartonweise mitbrachte, wenn er nach Bukarest kam. Er hatte in Maia, damals eine Heranwachsende, das Kind entdeckt, das er niemals hatte. Er fuhr sie nachts auf dem Motorrad durch ganz Bukarest, an den großen Parks entlang, den großen Seen, mit unglaublicher Geschwindigkeit, und einmal hatten sie sogar das Gebirge überquert, alle drei, und eine denkwürdige Panne in einem Wald bei Rîșnov.

In den drei Tagen, die ihre persönliche Revolution währte, fand Maia nichts, das sie hätte wiederbeleben, verbinden oder heilen können. Alle, die an der Universität gestorben waren, hatten dies getan, bevor sie mit ihrem Erste-Hilfe-Köffchen und ihrem Bedürfnis, ab und zu ins Leere zu springen, angekommen war. Nunmehr brauchten die Revolutionäre und die *Vaterlandsverteidiger* eher etwas zu Essen, Kaffee und saubere Anzihsachen, so daß Maia einige Male unter rhythmischem Geknatter, Schreien und Rufen, zwischen Soldaten, Miliz und Zivilisten mit der Trikolore am Ärmel die Strecke von der Universität zur Batiștei, Sahia, Caragiale und bis zur Maria Rosetti zurücklegte. Neben Interpol, die Fenster auf die gigantischen Parabolantennen gerichtet, lag das Zimmer, das Maria ihr in ihrer instinktiven Großzügigkeit überlassen hatte, wiewohl sie es auch für gutes Geld hätte vermieten können. Von dort holte sie Zucker, Kaffee und Konserven, als wäre es ein Lebensmittelladen, und kehrte zurück zur Universität. Nach einer Weile kam sie zurück, sie hatte den Kaffeetopf vergessen; und um ihr Glück herauszufordern – es hatte sie auch bei den unbedachtesten Sprüngen, Hechtrollen und Abstürzen aus großer Höhe nicht im Stich gelassen – machte Maia auch ein drittes Mal noch den Weg bis in die Maria Rosetti, diesmal nur bis zur Bäckerei vis-à-vis, die an die Wohnung des Rabbiners grenzte, aus der den ganzen Sommer über Radio Free Europe zu hören war. Jetzt war es still, beinahe dunkel,

und Brot war keines gekommen, oder aber es war schon alle, so daß Maia den Rückweg antrat, ohne das Haus der Tante betreten zu haben. Auf der anderen Straßenseite ist sie beinahe mit einem sehr gepflegten Herrn mit Brille zusammengestoßen, der soeben aus dem achtgeschossigen Wohnblock, der rechterhand das Haus der Tante Maria flankierte, herausgetreten war, um seinen Hund spazieren zu führen. Sie entschuldigte sich, der geschmackvoll gekleidete Herr sagte kurz *keine Ursache*, und sie gingen parallel zwischen den Häusern ihrer Wege. Erst nach ein paar Monaten, als sie ihn im Fernseher wieder sah, begriff Maia (und gewiß glaube es ihr niemand), daß sie an jenem Abend des 23. Dezember kurz nach 17 Uhr auf der Maria Rosetti mit General Chişac, dem zukünftigen Innenminister, zusammengestoßen war, der die Revolution ein bißchen hatte weitermachen lassen, um sein geliebtes Hündchen auszuführen.

Die nächsten beiden Tage und Nächte verbrachte Maia in der Philologie-Fakultät auf der Edgar Quinet, nachts schlief sie auf den Schreibtischen im Sekretariat, um tagsüber die Soldaten zu verpflegen, die von der Front zur Nationalen Rettung abgestellt worden waren, die Studenten gegen wen auch immer zu verteidigen. Einer der Professoren vom Folklore-Lehrstuhl, von dem es später hieß, er sei Informant der Securitate gewesen, spazierte mit einer Granate in der Hand durch die große Eingangshalle. Immerzu kamen ausländische Reporter an den Eingang, die jedoch niemand von den Unseren überprüfte, vielleicht hatte man dies auf kurzem Wege so beschlossen, denn die „Terroristen“ waren Rumänen wie wir. Sie stellten Fragen, bemühten sich, die Antworten zu verstehen und verschwanden, um ihre noch warmen Berichte zu versenden. Aus dem revolutionären Durcheinander aber – von dem sich Maia auch nach zig Jahren noch besonders an die seltsame Nacht in dem leeren Zug erinnerte, der ohne eine Minute Verspätung im Bukarester Nordbahnhof ankam – ergab es sich, daß Maia alle kennenlernte, auf die es ankam. Sie hatte auch einen Soldaten noch im Gedächtnis behalten, der sich in der Toilette neben dem Sekretariat die Füße wusch, während sein Gewehr und die Patronen, die zu seiner Ausrüstung gehörten, daneben auf dem Boden in einer übelriechenden Seifenschumpfützte lagen. Auch konnte sie den Skandal während der ersten freien Wahlen zur Liga der Studenten nicht so bald vergessen, bei denen die ausländischen Reporter lediglich ein paar Minuten lang durchgehalten hatten, um dann vom Gebrüll, den unübersetzbaren Flüchen und der Spannung, die alles in die Luft zu sprengen drohte, erschüttert, ihre Kameras, die flaumigen Mikrophone und Kabel einzupacken und zu verschwinden. Ebenso wie die drei Köpfe des kommunistischen Studentenverbands verschwanden, die niemand wieder wählen wollte: Sie zogen sich in den ersten Raum neben dem Fahrstuhl zurück, wo früher der Stundenplan-Raum war, und wählten sich gegenseitig. So endet auch Maias Revolution, und so kommt es, daß sie sich, nur weil sie dabei anwesend war, an der Umwandlung des Hotels Universal in ein Studentenheim beteiligt. Durch eine zufällige Fügung, der überhaupt nichts Mystisches anhaftete – es handelte sich eher um die Wiederbenutzung eines Ortes im Nabelpunkt der Gemeinde, auf den viele aus waren – gelangte Maia dazu, ein Zimmer in dem ganz und gar sternelosen Hotel zu ergattern, in dem ihre Urgroßmutter Rada eine Weile gewohnt hatte, das Goldmädchen, das Vasile Capşa von seiner ersten gescheiterten Geschäftsreise nach Sevastopol als Souvenir aus der Gegend um Varna mitgebracht hatte.

Simona Sora:
Hotel Universal
Polirom, 2012

ISBN 978-973-46-3191-9
© catalina.staicu@polirom.ro

Auswahlbibliographie

- Boala și visul* (Krankheit und Traum), Roman, Tracus Arte, 2013;
Craii și morții (Die Schwerenöter und die Toten), Roman, Cartea Românească, 2012;
A doua zi după moarte (Am Tag nach dem Tod), Roman, Curtea Veche, 2011;
Cei calzi și cei reci (Die Warmen und die Kalten), Roman, Cartea Românească, 2008;
Noaptea lui Iuda (Judas' Nacht), Roman, Humanitas, 2007;
Mut (Stumm), Roman, Cartea Românească, 2006;
Apocalips amînat (Aufgeschobene Apokalypse), Roman, Gramar, 2004;
Morminte străvezii (Durchscheinende Gräber), Roman, Albatros, 1999;
Contemplatorul solitar (Der einsame Betrachter), Essay, Institutul European, 1997.

Dan Stanea

(geb. 1955)



Essayist, Journalist und Romanautor, einer der wenigen metaphysischen Schriftsteller der rumänischen Literatur. Er hat bislang siebzehn Romane veröffentlicht, zweimal wurde er mit dem Preis des Rumänischen Schriftstellerverbandes ausgezeichnet und weitere zwei Mal war er für diese Auszeichnung nominiert. Er wurde von der Vereinigung der Bukarester Schriftsteller prämiert sowie von den Zeitschriften *Ateneu* und *Flacăra*. Sein Roman *Noaptea lui Iuda* (Judas' Nacht) war 2007 für den Preis Buch des Jahres der Zeitschrift *România literară* nominiert worden. Der Roman *Morminte străvezii* (Durchscheinende Gräber) ist 2011 in ungarischer Übersetzung beim Verlag Napkut in Budapest erschienen.

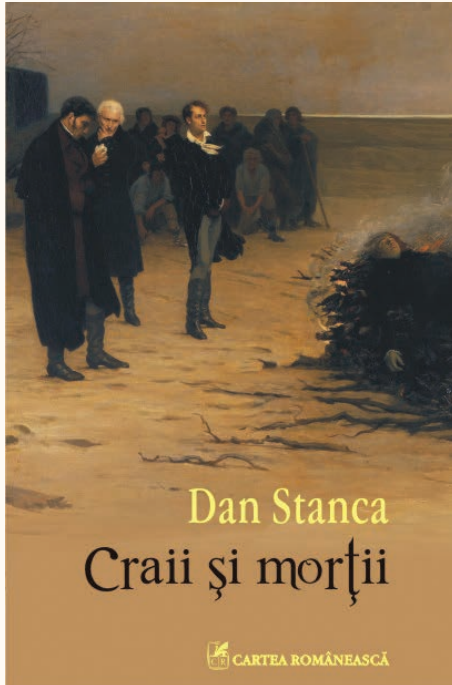
Der Roman spiegelt die Schicksale dreier Journalisten im gegenwärtigen Rumänien in den fiktionalen Leben des Personals von Mateiu Caragiales Kultroman vom Beginn des 20. Jahrhunderts *Craii de Curtea Veche* (Die Drei vom Alten Hof): Pașadia, Pirgu und Pantazi. Einem postmodernem Leitmotiv folgend („Wenn du der Fiktionen überdrüssig bist, kannst du sicher sein, daß sie sich just in dem Moment auf dich stürzen ...“), ist der Roman eigentlich eine Rehabilitierung des Märchens und seiner ewigen Wiederkehr in der Literatur. Ein Roman über das äußere Scheitern, aber auch über die innere Erfüllung.

Textauszug

Ich hatte mich jedoch an das Spiel mit den Spiegeln gewöhnt. Sie sah in mir, was sie war. Bezichtigte mich der Laster, die ihre waren. Lud mir ihre eigenen Sünden auf. Auf diese Weise läuterte sie sich und, logisch, lebte nicht mehr in der Schuld des Doppellebens. Den intensivsten, den schier orgasmisch heftigen Eindruck der Verstörung durchlebte sie in den Augenblicken, da sie mich mit höchster Aufmerksamkeit betrachtete, jeden Millimeter meines Gesichts scannte und mir holterdiepolter empfahl, ins Bad zu gehen und mich im Spiegel anzuschauen. Geh und schau! Gefällt dir, wie du aussiehst? Wie sehe ich aus? Du bist ein elender Lügner, ein Heuchler, ein Liederling. Lügst sogar im Schlaf. Einmal, eines Sommers hatte ich wegen der schrecklichen Hitze einen schlimmen Albtraum und habe sie schreiend und gestikulierend mitten in der Nacht angerempelt. Sie wollte mir nicht glauben, daß ich mich aufgrund des unruhigen Schlafes so verhalten hatte. Sagte, ich hätte es absichtlich getan, um ihr die Nacht zu verderben, es reiche nicht, daß ich ihr die Tage zur Hölle machte, nun greife ich sie auch nachts noch an. So hielt sie es bis zum Morgen, als sie plötzlich einschlief, angespannt, die Fäuste vor der Brust geballt, bereit, sich einem allfälligen physischen Angriff zu stellen. Damals, erinnere ich mich, bin ich schleunigst zu Popescu gegangen, wo ich jenen Offizier traf, Sorin oder Dorin, der schon um sechs Uhr früh die Karaffe mit Weißwein vor sich stehen hatte, ich setzte mich zu ihm, und wie zwei aussichtsreiche morgendliche Kunden haben wir getrunken, bis die Sonne hoch auf den Himmel gestiegen war, worauf wir ausreichend durchgespült und uns mit Mühe aneinander festhaltend, zu einer Uhrzeit nach Hause aufgebrochen sind, da alle Welt arbeitet oder, wenn Ferien sind, im Meer badet oder Berge besteigt. So war mein Leben, und so ist es ... Aber an jenem Abend haben wir uns gottseidank nicht gestritten. Ich dachte, es wäre angebracht, uns scheiden zu lassen, aber ich konnte schlicht und einfach auf pervers halluzinatorische Weise nicht ohne sie. Der alte rumänische Spruch „übel ist es mit dem Übel, aber noch übler ist es ohne Übel“ paßte auf mich. So konnten wir bis zum Tod fortfahren. Wenn ich nicht mehr aus Bukarest heraus kam, freute ich mich nicht einmal mehr der Nuancen beim Wechsel der Jahreszeiten. Für mich war es bloß noch warm oder kalt. Der Asphalt ließ kein breit gefächertes Register der Empfindungen zu. Machte aus den Extremen zwei Pfosten oder zwei Stangen an denen ich mir den Kopf stieß bis ich ohnmächtig

Die Schwerenöter und die Toten

Dan Stanca



wurde. Beim Trinken konnte ich mir vorstellen, ich sei in Monte Carlo oder in Malta, in der Hauptstadt La Valletta, aber ich brauchte die amerikanisierte Gegenwart nicht, sondern wünschte mir die Insel von einst, den Topasstein umgeben vom Smaragd- oder Saphirschild des Meeres. Für mich war Malta stets etwas so Gelbes wie Honig, der die Waben der Ritter gefüllt hat, in alle Kapillaren ihres Wesens eingedrungen ist, die Mosaikstruktur ihrer Testikeln überschwemmt hat, durch den Rückenmarkskanal hochgestiegen ist zu den Quellen und bis in die Kammer des Großhirns vorgedrungen ist, wo es sich in schwere, stählerne Verschalungen ergoß. Dies ist der Honig der Malteser Ritter, den der ungezogene Zwerg Napoleon I. mit seinem Kot vermengt hat. Wenn du solchen Gedanken nachhängst, was kümmert es dich dann noch, daß dich deine Frau betrügt? Sie, die Arme, weiß nicht einmal, was sie da tut. Angesichts von Diana erfaßt mich grenzenloses Mitleid, und auch das Mitleid ist süß wie Honig, es läßt die Kanten schmelzen, macht aus rechten Winkeln weiche Kurven, und unser stolzer Verstand wird zu Wachs zwischen den Fingern des unsichtbaren Priesters, der ihn modelliert, um Kerzen herzustellen, die alle eines schönen Tages zu brennen beginnen und bis in die tiefste Tiefe hineinleuchten werden, in die verworrensten Eingeweide, das wünsche ich mir vom Leben, das Wachs deiner Mutter, Hirn, soll doch wer will aus dir machen was er will, aber brenn einmal, denn ich habe deine Tyrannei satt!

Ob Diana vielleicht nach Jahrhunderten und Aberjahrhunderten die Wiederverkörperung der Isabella de Molay ist? Victor sagte mir, in keinem ernsthaften Geschichtsbuch könnten solche Phantasmagorien stehen, wie ich sie schildere. Aber ich bin sicher, daß ich irgendwo von diesem verrückten Mädchen gelesen habe, das kreuz und quer durch Frankreich gezogen ist und den Leuten gesagt hat, das Vermögen der Templer habe es nie gegeben, und sich dabei alles mit einem Wimpernschlag, als die Raubvögel niedergingen, zu Asche verwandelt hat. Auch Diana wäre so von Tor zu Tor gezogen und hätte sich bei den Leuten beklagt, daß mein Verstand nur noch aus Asche bestehe und sie so nicht mehr leben könne. Immer tauchen nach Jahrhunderten Analogien auf, werden Äquivalenzen geboren, die Struktur ist die gleiche, nur die Personen, die in der Zeichnung auftauchen, erheben sich nicht mehr zur Größe ihrer Vorläufer. So ist auch die mit Asche gefüllte Aktentasche von Florea Pirgu zum emblematischen Zeichen der gegenwärtigen und künftigen Zeiten geworden. Ob sie mich tatsächlich nicht erkannt hat? Die Verwunderung hält auch spät nachts noch an, da ich nicht schlafen kann, ich wende sie um und um. Ich höre, wie Diana leise schnarcht und freue mich, daß wenigstens sie, wenn ich mich schon nicht ausruhe, der alltäglichen Qual ein paar Stunden des Vergessens und der Flucht raubt. Warum können wir keine glückliche Familie sein? Eine weitere Frage, die Zwieback zerreibt und Krümel verursacht. Und warum kann ich kein Tagebuch führen? Wenn du der Fiktion entkommen willst, packt sie dich just in dem Moment. Möglicherweise, das ist die einzige Antwort. Ich möchte mir nichts mehr vorstellen, nur noch die nackte Wahrheit sagen, aber unmerklich schleicht mir die Lüge zwischen die Beine, stellt mir das Bein, ich stürze und sie springt mir an die Gurgel, wo sie Blut saugt und ein täuschendes Gas an dessen Stelle in mich hineinpumpt, das diesen lächerlichen Ballon aus mir macht, wurzellos, den die Luftströme erfassen und ziellos durch die Welt wehen. Das ist die Fiktion, meine Herren, Vagabundieren, Ankerlosigkeit, Frustration durch das Geheimnis des Bekennens ...

Dan Stanca: *Craii și morții* (Die Schwerenöter und die Toten)

Cartea Românească, 2012

ISBN 978-973-23-2991-7

© catalina.staicu@polirom.ro

Auswahlbibliographie

- Matei Brunul*, Roman, Polirom, 2011 (zweite Aufl.: 2014);
Cealalte povești de dragoste (Die anderen Liebesgeschichten), Roman, Polirom, 2009 (zweite Aufl.: 2013);
Cu puțin timp înaintea coborîrii extratereștrilor printre noi (Kurz vor der Landung der Außerirdischen unter uns), Roman, Polirom, 2005;
Atunci i-am ars două palme (Dann habe ich ihm zwei Ohrfeigen verpaßt), Erzählungen, Polirom, 2004;
Cercul nostru vă prezintă (Unser Zirkus präsentiert), Roman, Polirom, 2002 (zweite Aufl.: 2007);
Lumea văzută printr-o gaură de mărimea unei țigări marijuana (Die Welt durch ein Loch von der Größe einer Marihuanna-Zigarette betrachtet), Erzählungen, Fundația „Constantin Brâncuși“, 2000.

Lucian Dan Teodorovici

(geb. 1975)



Prosaschriftsteller, Dramatiker und Drehbuchautor, ist er Senior-Editor der Wochenzeitschrift *Suplimentul de cultură* und betreut die Sammlung „Ego. Proză“ des Polirom Verlags. Er gilt als einer der besten jüngeren Schriftsteller Rumäniens, hat mehrere Theaterstücke geschrieben und gehört zur Gruppe der Drehbuchautoren der Sitcom *Animated Planet*. Auch hat er das Drehbuch zur Fernsehdokumentation *Comunismul la gura sobei* (Der Kommunismus am Lagerfeuer). Seine Bücher sind mit bemerkenswertem Erfolg bei Kritik und Leserschaft übersetzt worden. Für den Roman *Matei Brunul* erhielt er den „Augustin Frățilă“ Preis, den Prosapreis der Zeitschrift *Observator cultural*, den Nationalen Prosapreis der Zeitung *Ziarul de Iași* sowie den Publikumspreis bei der Gala der Buchindustrie Rumäniens. Außerdem wurde der Preis von der Zeitschrift *Contrafort* zum Buch des Jahres 2011 ernannt.

Photo © Florin Lăzărescu

Matei Brunul

Lucian Dan Teodorovici

POLIROM
Top 10+

LUCIAN DAN
TEODOROVICI

Matei Brunul



Matei Brunul ist eine groß angelegte Erzählung von den kommunistischen Gefängnissen, von den Opfern und Menschenchindern, von Schicksal und Vereinsamung als Mittel der Selbstverteidigung angesichts der Widrigkeiten einer Gesellschaft, in der Polizeistrukturen das Individuum beherrschen und jeden Augenblick seines Lebens überwachen. Nachdem er die Schrecken der Gefängnisse und Arbeitslager kennengelernt hat, scheint Brunul (oder Bruno) sein Gedächtnis verloren zu haben und widmet sich nur noch den Marionetten. In einer grauen und gefährlichen Welt führt er nun ein anonymes und bescheidenes Leben, dabei wird er unablässig von zwei Personen überwacht – dem Genossen Bojin und der jungen Eliza –, zwei Figuren, die zwar wohlwollend und zugewandt agieren, dafür aber auch höchst beunruhigend wirken. Das Rätsel, das die Vergangenheit und das frühere Leben des Helden überschattet, verknüpft sich allmählich mit einem weiteren, einem neuen Rätsel, dessen Lösung seinen Blick auf die eigene Lebensgeschichte verändert. Matei Brunul entwirft am Beispiel dieses Helden ein finsternes Panorama der Gefängnislandschaft und des Repressionssystems im kommunistischen Rumänien und ist nicht allein deshalb eines der wichtigsten rumänischen Bücher der letzten Jahre.

Textauszug

Zwei Nächte und der Tag dazwischen. Zwei Gesichter. Zwei unterschiedliche Versuche, ihn zu überzeugen. [...]

Der zweite Versuch erfolgte, nachdem Bruno es abgelehnt hatte, sich selbst und anderen die Chance zu gewähren, auf dem neuen Weg voranzuschreiten. Der höfliche Koloß zog sich nach kaum einer Stunde zurück, nicht jedoch ohne Bruno zuvor für das Gespräch gedankt zu haben. Danach die zweite Gestalt. Ein beinahe Angenehmer, beim ersten Blick. Einer jedoch, der in dem Augenblick, da er gewaltsam die höflichen Worte des Anderen durch Flüche, Faustschläge und Fußtritte auslöschte, jeden Rest von Menschlichkeit verlor. Und dann setzte sich der zweite Umerzieher müde keuchend auf eine Pritsche.

– Du hast dreißig Sekunden, und dann redest du.

Und er begann zu zählen. Eins. Zwei. Drei. Vier. Fünf. Sechs. Die Sieben war nur noch in Brunos Kopf zu hören, der dem Zählen des Anderen vorausgeeilt war. Tatsächlich hörte er sie gleichzeitig mit dem Aufklatschen eines Knüppels, den er nicht auf der Pritsche gesehen hatte,

auf seinem Rücken. Und danach konnte er auch noch andere Zahlen hören. Zehn, in dem Moment, da der Knüppel seine Beinmuskeln traf. Zwölf, als sein Brustkorb unter dem Hieb aufschrie. Sechzehn, als der Knüppel ihm die Schulter zerschlug und ihn dabei heiß auch am rechten Ohr traf. Zwanzig, als ihm die Kniescheiben einen höllischen Schmerz, wie der Schrei eines verwundeten Tieres, in den Rachen jagten.

Sofort nach der Intervention der zweiten Gestalt erinnerte er sich an Kleist. Den er zwischen den Manuskriptseiten in den Händen des ersten Vernehmers vergessen hatte. An den er nicht mehr hatte denken wollen, da er ihn mit dem Moment seiner Verhaftung verband. Infolge dieser zwei derart verschiedenen Herangehensweisen aber schlich sich Heinrich von Kleist mit seinem Text *Über das Marionettentheater*, den er in italienischer Übersetzung gelesen und wofür er ihn einstmals so sehr geliebt hatte, wieder in seine Gedanken ein. Wort für Wort erinnerte er sich an das Gelesene, er hatte sich dessen so oft bedient, in den Gesprächen mit den Studenten hatte er davon Gebrauch gemacht, in seinem eigenen Manuskript. Ebenso wie das Bild in einem konkaven Spiegel, nachdem es sich endlos entfernt hat, plötzlich vergrößert vor uns auftaucht, erscheint auch die Grazie, nachdem die Erkenntnis durch das Unendliche gegangen ist. Er erinnerte sich, das konnte er unter keinen Umständen vergessen, selbst wenn er sich dazu zwang. Und die Grazie, so Kleist, die Grazie tritt in dem Körper in ihrer reinsten Gestalt auf, der entweder überhaupt kein Bewußtsein hat oder ein endloses. Das heißt, entweder in der Marionette oder in Gott. So daß uns nichts anderes übrig bleibt, als aufs Neue vom Baum der Erkenntnis zu essen, um den Zustand der ursprünglichen Unschuld wiederzufinden.

Wie hätte Kleist jemals daran denken können, daß eineinhalb Jahrhunderte später kein Baum der Erkenntnis und kein Durchgang durch das Unendliche mehr nötig sein könnte, um die Unschuld wieder zu erlangen? Um wieder in den Stand der Unschuld zu gelangen, hatten sich Menschen gefunden, die alles auf dreißig Sekunden reduziert hatten. Einfach, leicht zu zählen. Das Unendliche war keine Option mehr, dreißig Sekunden reichten. Die ersten zwanzig, damit die Schmerzen des Leibes den Verstand unterwarfen, die folgenden zehn, damit der Verstand Geständnisse zum Mund senden konnte – die einzige Bedingung dafür, daß die Unschuld wieder erreicht werden konnte.

Nach zwei Nächten und dem einen Tag dazwischen, zugebracht in „Dreizehn-Vierzehn“, hätte Bruno viel zu erzählen gehabt, wenn ihm jemand zugehört oder er das Bedürfnis danach verspürt hätte. Über eine Sache aber hätte er nichts sagen können. Er hätte auf Teufel-komm-raus nicht sagen können, ob er auch nur für eine Sekunde das Akkordeon gehört hatte. Und er hätte mit jedem gewettet, daß nicht einer von den Gefangenen, die dorthin gelangt waren, dies hätten sagen können. Die Akkordeonmusik konnte man nur im Rest der Kolonie hören. Demjenigen, dem sie gespielt wurde, war es nicht möglich, sie zu hören. Vielleicht weil seine Ohren taub wurden durch die Schreie dessen, der auf ihn einschlug. Vielleicht weil seine Ohren von den eigenen Schreien taub geworden waren.

An dem Morgen, als er in seine Baracke zurückgeschickt wurde, empfand Bruno jedoch nicht das Bedürfnis, über irgend etwas zu sprechen. Auch war keinem danach, ihn zum Reden zu bringen. Und dies nicht, weil er in eine Kette eingefügt worden war, in der keiner der Gefangenen zum Glied werden wollte – die mehrfach wiederholten dreißig Sekunden hatten ihn tatsächlich zu Geständnissen gedrängt, aber dies waren solche, in denen er seine eigene Schuld anerkannte, nicht die anderer. Sondern weil die gesamte Kolonie schon von etwas anderem sprach. Über jemand anderen. Die ganze Kolonie sprach über den Tod von Doktor Simionescu, der eingerollt und mit trockenen, immer noch auf die Baracken gerichteten Augen neben dem Stacheldrahtzaun lag, genau so, wie vor ein paar Monaten jener Gefangene dort gelegen hatte, dem es gelungen war, auszubrechen. Den Doktor aber wagten weder die Wachleute, die ihn erschossen hatten, noch die Brigadiere, einen Verräter zu nennen.

Ioan Simionescu, der einmal einer Regierung angehört hatte, war nicht mehr imstande, die Torturen zu ertragen, denen er in „Dreizehn-Vierzehn“ unterworfen wurde. Und seine Verzweiflungstat, am Vorabend aus der Reihe zu treten und sich auf die Stacheldrahtzäune zu stürzen, dabei die wütenden Warnungen des Wachmannes zu mißachten, bis ihm eine Kugel den Lauf abgeschnitten hatte, diese Geste war, ohne daß er etwas davon wußte, Brunos drittes Glück, seitdem er in der Halbinsel-Kolonie angekommen war, denn durch sein Opfer hatte Doktor Simionescu Bruno aus den Klauen der Umerzieher befreit und es ihm ermöglicht, noch bevor seine Geständnisse die Kette verlängert hätten, in seine Baracke zurückzukehren.

Lucian Dan Teodorovici:
Matei Brunul
[Eigenname]
Polirom, 2011
ISBN 978-973-46-4180-2
© catalina.staicu@polirom.ro

<i>Eine reife Literatur</i>	1
Adriana Babeți.....	3
Ștefan Baghiu	7
Lavinia Bălulescu.....	12
Daniel Bănulescu.....	15
Ana Blandiana	18
T.O. Bobe.....	22
Emil Brumaru	25
Ruxandra Cesereanu	29
Paul Cornea.....	33
Radu Pavel Gheo.....	37
Ioan Groșan	40
Florina Ilis.....	43
Florin Lăzărescu	47
Marin Mălaicu-Hondrari.....	51
Ileana Mălăncioiu	55
Radu Paraschivescu	58
Dora Pavel.....	62
Ioana Pârvulescu	65
Marta Petreu.....	69
Simona Sora.....	72
Dan Stanca.....	76
Lucian Dan Teodorovici	79

Conceptul catalogului, biografii, descrierea cartilor, selectia textelor:

Claudiu Constantinescu

Traducere:

Ernest Wichner

© Ministerul Culturii din România